1,70 DM / Band 83
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Der Tod trägt eine Maske



Der Tod trägt eine Maske

Tony Ballard Nr. 83

von A.F.Morland

erschienen am 22.11.1985

Der Tod trägt eine Maske

Das Zeichen war unübersehbar. Wie ein Fanal stand es am Himmel. Ein lodernder Kreis war es, aus Flammenschrift gebildet. Wer sie las, erfuhr einen Namen.

ALCARRAX!

Er würde kommen und das Reich der grünen Schatten in eine Hölle verwandeln. Angst und Entsetzen würde er verbreiten - wie stets, wenn er diese Dimension heimsuchte.

Doch diesmal wollten es die grünen Wesen nicht zitternd hinnehmen, sondern sich gegen diese periodisch wiederkehrende Pein auflehnen. Und ich, Tony Ballard, sollte sie bei diesem Kampf auf Leben und Tod unterstützen.

Bika war ein alter Mann, aber noch gut bei Kräften. Die Jagd, das Fallenstellen, war sein Leben. Er liebte die Einsamkeit der Wildnis, in der er viele Jahre sehr glücklich gewesen war - bis die Wölfe sich zu nahe an sein Haus herangewagt hatten…

Oft erinnerte er sich an dieses schreckliche Ereignis. Manchmal verfolgte es ihn bis in den Schlaf, dann hatte er schreckliche Alpträume, die ihn quälten und aus denen er schweißüberströmt und schreiend hochschreckte.

Er hatte jahrelang allein gelebt. Eines Tages war er aufgebrochen, um sich eine Frau zu suchen, und er hatte Meli gefunden. Schön und jung wie der taufrische Morgen war sie gewesen. Daß sie nicht sprechen konnte, hatte ihm nichts ausgemacht.

Er hatte seine stumme Frau angebetet, geliebt und vergöttert, und sie hatte ihm Yerdyn, einen prächtigen Sohn, geschenkt. Von da an waren sie eine glückliche Familie gewesen. Bika konnte sich kein schöneres Leben vorstellen.

Mehr denn je machte ihm die Jagd Spaß, und als sein Sohn groß genug geworden war, nahm er ihn mit, um ihm all die Dinge beizubringen, die ein guter Jäger beherrschen, die ihm in Fleisch und Blut übergehen mußten.

Yerdyn war sehr gelehrig. Bika konnte mit Recht sehr stolz auf ihn sein. Yerdyn entwickelte eigene Ideen, war selbständig und mutig, fing Giftschlangen mit bloßen Händen und schwamm im Wasser schnell und wendig wie ein Fisch.

Es war eine Freude, ihn heranwachsen zu sehen, und Bika dachte, sein ganzes Leben würde unter einem guten Stern stehen, aber dann kamen die Wölfe…

Bika und Yerdyn waren nicht zu Hause gewesen. Ihr Streifzug hatte sie bis zur Halbinsel Sorticas geführt.

Wie so oft, hatten sie Meli allein zurückgelassen, und nie war etwas passiert.

Doch diesmal…

Es mußte grauenvoll gewesen sein. In der Blockhütte wäre Meli sicher gewesen, aber sie kam heraus - und die hungrigen Wölfe lagen auf der Lauer.

Ahnungslos hatte sich Meli zum See begeben, um Wasser zu holen, und als sie zurückkehren wollte, sah sie sich der blutgierigen Meute gegenüber.

Das ganze Rudel griff sie an. Nicht einmal ein Mann hätte das überlebt. Selbst Bika wäre den gefräßigen Raubtieren zum Opfer gefallen, und Meli war nur ein schwaches Weib gewesen, und sie hatte nicht einmal eine Waffe bei sich gehabt.

Als Bika mit seinem halbwüchsigen Sohn heimkehrte und das fand, was die Wölfe von Meli übriggelassen hatten, brach er in Tränen aus.

Er umklammerte seinen Sohn mit beiden Armen und preßte ihn schluchzend an sich.

»Nicht einmal schreien konnte sie«, sagte er erschüttert. »Weil sie stumm war.«

Von diesem Tag an spürte Bika, daß er alt wurde, und er war nie mehr froh und glücklich wie zu den Zeiten, die er zusammen mit Meli verbringen durfte.

Heute stand Yerdyn auf der Schwelle vom Jüngling zum Mann, und er war in allem besser als sein Vater.

Sie waren Darganesen, einäugige Wesen.

Im Reich der grünen Schatten gab es zwei Gebiete: Dargan und Markia, und in diesen Gebieten lebten einerseits die Einäugigen, andererseits die Dreiarmigen.

Einmal waren Markiasen und Darganesen verfeindet gewesen, doch das lag geraume Zeit zurück. Seit der Tyrann von Markia den Tod gefunden hatte, lebten die beiden Völker in Frieden und Eintracht miteinander, und Prinzessin Ragu herrschte gerecht über sie.

Es war Abend. Grünes Feuer brannte im steinernen Herd. Alles war grün im nebelhaften Reich der grünen Schatten. Andere Farben stellten eine Kostbarkeit dar, und wer viele Farben besaß, der war reich.

Yerdyn hockte auf einem Schemel und besserte ein Netz aus. Sein alter Vater machte sich Sorgen, das spürte er, aber Bika hatte noch nicht darüber gesprochen, und er, Yerdyn, wollte nicht in ihn dringen.

Wenn Bika ihm sein Herz ausschütten wollte, würde er zuhören. Wenn Bika nicht über seinen Kummer sprechen wollte, würde er das akzeptieren.

Bika stand in der offenen Tür und schaute hinunter zum See, dessen Oberfläche unruhige, glitzernde Reflexe hervorrief. Wie kleine grüne Blitze zuckten sie fortwährend auf.

»Ich hatte gehofft, daß mir das erspart bleiben würde«, sagte Bika unvermittelt. »Ein friedlicher Lebensabend wäre mir lieber gewesen, aber das war wohl zuviel verlangt vom Leben.«

Yerdyn unterbrach seine Arbeit. Er ließ das Netz auf seine Knie sinken und sah seinen Vater an, der sich langsam umdrehte, auf ihn zuging und sich neben ihn setzte.

Bika seufzte. »Frieden. Mehr möchte ich nicht. Ist es wirklich zuviel, was ich verlange?«

»Wir haben doch unseren Frieden, Vater«, sagte Yerdyn.

»Ja. *Noch*«, sagte Bika bitter. »Aber so wird es nicht bleiben. Schreckliche Dinge kommen auf uns zu.«

»Wir werden uns darauf vorbereiten, Vater. Du hast mir beigebracht, wie man kämpft. Ich habe keine Angst. Vor niemandem. Ich werde mein Schwert gegen jeden führen, der unseren Frieden stört, und ich

werde siegen.«

Bika legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter. »Du bist sehr tapfer und gewandt, doch mache nicht den Fehler, dich für unbesiegbar zu halten. Es gibt übermächtige Feinde. Glücklicherweise blieben wir von ihnen bisher verschont, doch das ist keine Garantie dafür, daß sie uns auch weiterhin in Ruhe lassen.«

Nun fragte Yerdyn doch: »Was ist es, das dich so sehr bedrückt, Vater?«

Bika richtete sein Auge auf die offene Tür. »Ich habe das Zeichen gesehen, den flammenden Ring, die unheilverkündenden Lettern. So kündigt Alcarrax sein Kommen an.«

»Alcarrax? Wer ist das? Du hast mir nie von ihm erzählt.«

»Weil ich hoffte, daß er das Reich der grünen Schatten erst nach unserer Zeit wieder heimsuchen würde.«

»Wieder?« fragte Yerdyn überrascht.

Bika nickte ernst. »Er kommt in periodischen Abständen. Niemand weiß, wie oft er schon hier war. Er überspringt Generationen, und plötzlich taucht er wieder auf.«

»Hat er denn ewiges Leben?«

»Oja, mein Sohn, das hat er.«

»Und niemand kann ihm Einhalt gebieten?«

Bika schüttelte den Kopf. »Nein, Yerdyn, das ist unmöglich.«

»Was ist er denn, Vater? Was will er von uns?« wollte Yerdyn wissen.

»Alcarrax ist ein mächtiger Dämon. Erst kommt der Höllensturm, der schreckliche Verwüstungen anzurichten vermag, und dann kommt Alcarrax. Viele grüne Wesen werden ihm zum Opfer fallen. Er saugt ihre Kraft auf, stärkt sich auf diese Weise und zieht erst weiter, wenn er mit grüner Energie gesättigt ist.«

»Wie sieht er aus?« wollte Yerdyn wissen.

»Ich habe ihn nie gesehen. Als er das letzte Mal unsere Welt heimsuchte; war ich noch nicht geboren. Man sagt, er habe einen riesigen, kreisrunden Puppenkopf - keine Arme, keine Beine, keinen Körper. Er soll nur aus diesem grauenerregenden Kopf bestehen, bläulich, mit roten Wangen.«

»Und davor muß man sich fürchten?« fragte Yerdyn ungläubig. »Vor einem Wesen ohne Arme und Beine?«

»Er braucht sie nicht…«

»Wie bewegt er sich fort?«

»Er schwebt, und er ist schneller, als du laufen kannst, schneller als jedes Pferd. Eine starke Magie schützt ihn, und mit ihrer Hilfe kann er tun, was immer er will. Der Tod ist jedem gewiß, der es wagt, sich ihm entgegenzustellen. Er kann die Zeit manipulieren, Visionen schaffen, Krieger erscheinen lassen, die für ihn kämpfen. Es heißt, es gibt nichts, wozu Alcarrax nicht fähig wäre.«

»Ich finde das ein wenig übertrieben, Vater«, sagte Yerdyn.
»Es ist das Vorrecht der Jugend, zu zweifeln«, gab Bika zurück. »Vielleicht wäre es klug, diese Blockhütte zu verlassen.«
Yerdyn schaute seinen Vater verblüfft an. »Diese Hütte ist unser Zuhause. Warum sollten wir sie verlassen? Wohin sollten wir gehen?«
»Es ist nicht gut, in solch unsicheren Zeiten allein zu sein. In der Masse kann man untertauchen. Unter vielen unserer Brüder fallen wir nicht auf.«
Yerdyn war entrüstet. So hatte er seinen Vater noch nie sprechen hören. War der alte Mann über Nacht zum Feigling geworden? Oder war das, was sich angekündigt hatte, wirklich so schrecklich?
»Fortlaufen? Sich verstecken? Das ist nicht dein Ernst, Vater. Es befremdet mich, so etwas aus deinem Mund zu hören. Lehrtest du mich nicht, allen Gefahren zu trotzen?«
»Alcarrax ausgenommen«, schränkte Bika ein. »Niemand hat gegen ihn eine Chance. Gegen Alcarrax zu kämpfen, wäre glatter Selbstmord. Ebensogut kann man sich in sein eigenes Schwert stürzen. Denk an den Grashalm im Wind. Er duckt sich, und wenn der Wind über ihn hinweggebraust ist, richtet er sich unversehrt wieder auf. Würde er dem Wind trotzen wollen, so würde dieser ihn knicken. Manchmal ist es vernünftiger, nachzugeben, um zu überleben.«
»Damit Alcarrax ein paar Generationen später wieder über diese Welt herfällt und sie geißelt?«
»Man beginnt keinen Kampf, wenn es aussichtslos ist, mein Junge«, sagte Bika weise. »Ich habe dir noch nicht alles erzählt. Es gibt Männer, die eine geheime Sekte bilden. Die Mitgliedschaft vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Niemand weiß, aus wie vielen Mitgliedern diese Sekte besteht und wer sie sind. Sie halten eisern zusammen, und noch nie hatten sie einen Verräter in ihren Reihen. Für sie ist Alcarrax ein Gott. Sie beten ihn an und erkaufen sich seine Gunst, indem sie ihn mit Opfern milde stimmen. Nur sie können sicher sein, daß Alcarrax sie verschont. Sie wählen ihre Opfer gewissenhaft aus. Junge, kräftige Männer müssen es sein, und sie müssen das Opfermal in ihrem Gesicht tragen. Ein Mal, wie du es an der Wange trägst. Verstehst du nun, warum ich in so großer Sorge bin?«

***

»Da war ein Anruf für dich«, sagte ich zu meiner Freundin Vicky Bonney. »Ein junger, sympathischer Mann, der Stimme nach. Zum zweitenmal schon innerhalb weniger Tage. Er nennt seinen Namen nicht, sondern knallt mir einfach den Hörer aufs Ohr, dieser unverschämte Kerl. Weißt du, wer das ist?«
Vicky schüttelte ihre seidig-blonde Mähne. »Nein, Tony. Ich habe keine Ahnung.«

Wir befanden uns allein im Haus. Ich nippte an meinem Pernod und sagte: »Komm schon, Vicky. Denk nach. Ich bin sicher, daß dir dann einfällt, von wem ich rede.«

Vicky breitete die Arme aus und seufzte: »Ich weiß es wirklich nicht, Tony. Bitte laß mich in Ruhe.«

»Ein heimlicher Verehrer, wie? Du *möchtest* mir seinen Namen nicht verraten.«

Es blitzte zornig in Vickys veilchenblauen Augen. »Was willst du damit sagen?«

»Daß du vermutlich einen Grund hast, mir seinen Namen zu verheimlichen.«

Vicky schaute mich entgeistert an. »Sag mal, spinnst du?«

»Ich mag es nicht, wenn man mich für dumm hält.«

»Und ich mag es nicht, wenn du in dieser Weise mit mir sprichst.«

Ich griff nach ihrem Arm. Meine Finger drückten zu. »Du wirst mir jetzt sagen, was ich wissen will, Vicky. Auf der Stelle.«

»Au! Du tust mir weh!«

»Ich habe dich etwas gefragt, und ich erwarte von dir eine Antwort!« sagte ich laut.

»Die hast du bekommen!«

»Damit kannst du mich nicht abspeisen!« schrie ich, und ich spürte, wie die Wut in meinen Halsschlagadern hämmerte. Immer mehr kam ich in Rage. Ich sah Vicky Bonney nur noch wie durch einen trüben Schleier, und ich drückte noch fester zu. Ich wollte ihr weh tun.

Sie riß sich von mir los. »Du mußt den Verstand verloren haben!« schrie sie und stürmte aus dem Livingroom.

»Bleib hier!« brüllte ich. Sie gehorchte nicht: »Komm zurück, ich bin mit dir noch nicht fertig!«

Ich hörte eine Tür zuknallen und dann… Schluchzen! Ich leerte mein Glas, stellte es hart auf den Tisch, und es reute mich nicht, was ich getan hatte.

Wütend, aufbrausend, jähzornig war ich geworden. Sehr leicht reizbar. Das hatte es früher nicht gegeben. Ich war stets ein sehr ausgeglichener Mensch gewesen.

Doch neuerdings hatte ich mich zu meinem Nachteil verändert. Anfangs hatte ich nicht gewußt, wie diese Veränderung zustande kam, doch mittlerweile war es mir bekannt. Nur Vicky Bonney wußte es noch nicht.

Es dauerte etwa zehn Minuten, bis mein Zorn verraucht war, und dann setzte die Reue ein. Es tat mir leid, so grob zu Vicky Bonney gewesen zu sein, und ich wollte mich für meine Entgleisung entschuldigen. Das war der andere Tony Ballard, der, der ich immer gewesen war.

Ich klopfte an die Tür, erwartete aber nicht, daß mir Vicky

antwortete. Sie hatte nicht abgeschlossen, und so konnte ich die Tür öffnen. Zuerst sah ich den offenen Koffer auf unserem breiten Doppelbett liegen, dann den offenen Schrank - und schließlich Vicky Bonney, die dazwischen hin und her pendelte.

Sie weinte nicht mehr, hatte sich beruhigt, würdigte mich aber keines Blickes. Ich konnte das verstehen. »Entschuldige«, sagte ich zerknirscht. »Es tut mir leid.«

Sie tat so, als hätte sie nichts gehört, packte weiter.

»Ich habe mich unmöglich benommen«, sagte ich.

Das hörte sie. »Allerdings«, erwiderte sie spitz.

»Du mußt mir verzeihen, Vicky. Ich habe vorhin die Beherrschung verloren.«

»In letzter Zeit passiert dir das öfter. Du fährst Roxane an, gehst Mr. Silver an die Kehle… Ich denke, es ist besser, wenn wir uns eine Weile nicht sehen.«

»Wohin willst du?«

»Das weiß ich noch nicht. Irgendwohin, wo ich mich von dir erholen kann. Das Zusammenleben mit dir ist strapaziös geworden.«

»Du nimmst meine Entschuldigung nicht an?«

»Du machst es dir ein bißchen zu einfach, Tony. Zuerst brüllst du wie ein Verrückter mit mir, drückst mir blaue Flecken, und dann sagst du ›Entschuldige‹ und alles soll vergeben und vergessen sein. Nein, mein Lieber. So läuft das nicht. Unsere Beziehung scheint sich abgenützt zu haben. Wir sollten ihr eine Erholungspause gönnen und später sehen, wie's mit uns weitergeht.«

»Du darfst mich jetzt nicht verlassen, Vicky. Ich brauche dich.«

»Eine merkwürdige Art hast du, mir das zu zeigen«, sagte meine Freundin kühl und legte zwei bunt gemusterte Blusen und einen Rock in den Koffer. Dann kehrte sie zum Schrank zurück.

Ich stellte mich vor den Koffer, und als sich Vicky mit einem grob gestrickten Pullover in den Händen umdrehte, stieß sie gegen mich.

»Ich muß mit dir reden, Vicky.«

»Bitte, Tony, dafür ist jetzt wirklich nicht der richtige Zeitpunkt. Laß uns erst Abstand gewinnen, okay? Oder willst, du den Streit von vorhin fortsetzen?«

»Ich brauch dich«, wiederholte ich.

»Du hast genug Freunde. Wenigstens vorläufig noch. Aber wenn du so weitermachst, werden sie sich alle von dir zurückziehen.«

»Ich hatte gehofft, einen günstigeren Moment als diesen abwarten zu können«, sagte ich ernst. »Doch nun darf ich es nicht länger vor dir verheimlichen. Du mußt es erfahren. Wenn du mich dann noch verlassen willst, werde ich dich nicht daran hindern.« Ich schob den Koffer auf die andere Bettseite hinüber, griff wieder nach meiner Freundin - allerdings wesentlich sanfter - und bat sie, sich neben mich

aufs Bett zu setzen. Der Klang meiner Stimme veranlaßte sie, mir diesen Gefallen zu tun.

»Vicky«, begann ich leise. »Ich habe ein Problem, und zwar ein sehr ernstes. Ich wollte dich damit nicht belasten und dir keine Angst einjagen, doch nun muß es heraus. Es darf nicht länger etwas zwischen uns stehen, wovon du keine Kenntnis hast.«

Meine Vorrede schien sie zu beunruhigen. Ihr Blick war nicht länger kalt und unnachgiebig. Sie schaute mich besorgt an. »Was ist mit dir, Tony? Was hast du?«

»Ich bin krank!«

»Krank?« fragte Vicky Bonney erschrocken. »Aber du siehst kerngesund aus.«

Ich lächelte gallig. »Beinahe hätte ich gesagt, ich würde mich großartig fühlen. Aber nur körperlich.«

»Heißt das, deine Seele ist krank?«

»Du weißt, was Marbu ist.«

»Ja. Ein Geist, eine Kraft, eine ungeheuer starke Magie.«

»Dein Kollege, der Schriftsteller Paul Bordman, wurde dazu ausersehen, das Buch der Bücher, die schwarze Bibel schlechthin, zu schreiben«, sagte ich, obwohl dies meiner Freundin bekannt war. Ich erwähnte es nur der Vollständigkeit halber. »Was Bordman schrieb, wurde ihm von Marbu eingegeben. Um seinen Geist für Marbu weiter zu öffnen; rauchte Bordman eine gefährliche Satansdroge, das Geisteropium. Er wird daran zugrunde gehen.«

Vicky musterte mich. »Worauf willst du hinaus? Was hat das alles mit dir zu tun?«

»Das Geisteropium ist ein schleichendes schwarzes Gift, Vicky. Es frißt die Menschen bei lebendigem Leibe auf. Es ist fast wie Lepra… Vicky - ich habe dieses schwarze Gift in mir.«

***

Meine Freundin starrte mich entgeistert an. »Tony, um Himmels willen… Wie konntest du nur so etwas tun? Warum hast du das Geisteropium geraucht?«

»Oh, ich tat es in keine Pfeife, mit der Absicht, mal einen schönen aufregenden Höllentrip zu erleben. Ich bekam es auf eine andere Weise in die Lunge: Lance Selby entdeckte in der Höhle des Mannes, der das Geisteropium anfertigte, ein Päckchen mit diesem Teufelszeug. Er schleuderte es wütend ins Feuer, damit es verbrannte, und so bekam ich was von dem Opiumqualm ab. Seither befindet sich das Marbu-Gift in meinem Körper, und es hat angefangen, mich zu verändern. Diese Unbeherrschtheiten sind ein deutliches Zeichen dafür. Ein schrecklicher Weg ist mir vorgezeichnet, Vicky. Ich bin gezwungen, ihn zu gehen. Er führt mich vom Licht ins Dunkel. Es

besteht die Gefahr, daß ich die Seiten wechsle, zu einem Höllenkämpfer werde. Die Zauberin Arma hat als erste gemerkt, was mit mir los ist. Lange Zeit verfolgte sie mich mit ihrem Haß und wollte mich töten, doch plötzlich will sie das nicht mehr. Und Asmodis löste das Höllengericht auf, vor das man mich geschleppt hatte, weil ich in den Augen des Höllenfürsten kein Feind der schwarzen Macht mehr bin oder es jedenfalls nicht mehr lange sein werde.«

»Tony, das ist grauenvoll«, sagte Vicky erschüttert. »Du hättest das nicht so lange für dich behalten dürfen. Es muß dich schrecklich gequält haben. Und ich hatte keine Ahnung, wie schlimm es um dich steht.«

»Verstehst du jetzt, wie sehr ich die Hilfe *aller* meiner Freunde brauche, ganz besonders deine?«

Vicky legte den Pullover weg. »Natürlich, Tony.« Sie küßte mich, und in ihren Augen schimmerten Tränen. »Ich bleibe selbstverständlich bei dir. Und ich nehme deine Entschuldigung an. Ach was. Es gibt überhaupt nichts zu verzeihen. Was wirst du gegen diese entsetzliche Krankheit unternehmen?«

»Angeblich ist jeder verloren, der das Geisteropium geraucht hat, aber damit will ich mich nicht abfinden. Ich hatte ein langes Gespräch mit Mr. Silver, und er ist davon überzeugt, daß es für jedes Gift ein Gegengift gibt. Das muß gefunden werden. Roxane, Cruv, die Mitglieder des ›Weißen Kreises‹… Alle, die helfen können, denen mein Wohl am Herzen liegt, wurden von Mr. Silver gebeten, sich an der Suche nach dem Gegengift zu beteiligen.«

»Mittlerweile schreitet die ›Krankheit‹ aber fort«, sagte Vicky.

»Das ist der Haken an der Geschichte. Wir wissen nicht, ob sich das Gift weiterhin so langsam ausbreiten wird, oder ob es bald schneller zu wuchern beginnt. Ich habe aus diesem Grund mit Pater Severin gesprochen und ihn gebeten; einen Exorzismus vorzunehmen.«

Vicky Bonneys Blick hing gespannt an meinen Lippen. »Und? Wird er es tun?«

»Mir wäre schon geholfen, wenn es ihm gelänge, das Gift zu stoppen. Dann hätten wir Zeit, nach dem Gegengift zu suchen.«

»Warum hat er den Exorzismus noch nicht vorgenommen?«

»Er muß sich darauf gewissenhaft vorbereiten.«

»Wann wird Pater Severin soweit sein?«

»Er wird es mir umgehend sagen, und er hat mir versprochen, sich zu beeilen.«

Vicky klammerte sich zitternd an mich. »Ich habe Angst um dich, Tony. Große Angst.«

»Es wird schon gutgehen«, erwiderte ich.

Hoffentlich…

***

Das Mal der Opfer!

Yerdyn trug es an seiner Wange. Ein kleiner, dunkelgrüner Punkt war es. Wer ein solches Mal im Gesicht trug, auf den hatten es die Mitglieder der geheimen Sekte abgesehen, den jagten sie gnadenlos, und sein Leben sollte ihres retten.

Auch sie hatten das Fanal am grünen Himmel gesehen und wußten nun, was sie tun mußten. Bestimmt waren sie bereits ausgeschwärmt und durchkämmten das Land, auf der Suche nach Wesen, die mit so einem Mal gekennzeichnet waren.

Yerdyn faßte sich unwillkürlich an die Wange. Sein Vater erhob sich. »Wir sollten uns wirklich überlegen, ob es nicht klüger wäre, von hier fortzugehen«, sagte er. »Wir werden morgen noch einmal ausführlich darüber reden, mein Junge. Inzwischen hast du reichlich Zeit, über das Gesagte nachzudenken.«

Bika trat aus der Blockhütte und begab sich zum See, während Yerdyn seine Arbeit wieder aufnahm. Aber er war nicht mehr richtig bei der Sache. Viele Gedanken beschäftigten ihn.

Er wollte von den Mitgliedern der Geheimsekte nicht zum Opferlamm gemacht werden. Er würde kämpfen bis zum letzten Atemzug, wenn sie es wagen sollten, ihn sich zu holen.

Mich kriegt ihr nicht, dachte er grimmig. Mit mir könnt ihr Alcarrax nicht versöhnlich stimmen und erreichen, daß er euch verschont. Ich trage zwar das Mal der Opfer in meinem Gesicht, aber ich werde kein Opfer sein. Niemals!

Er mußte sich zwingen, die begonnene Arbeit zu beenden. Am liebsten hätte er das Netz in eine Ecke geworfen, so trotzig und zornig war er.

Bika stand indessen am Ufer des Sees und blickte kummervoll in die Ferne. Plötzlich drang ein Geräusch an sein Ohr, das ihn alarmierte. Beunruhigt drehte er sich um.

In den nahen Büschen raschelte es verräterisch. Trotz seines Alters hatte Bika noch sehr gute Ohren, denen nichts entging. Die Geräusche paßten nicht in die abendliche Stille.

In den Büschen mußte sich jemand verbergen.

Bika griff sofort zum Jagdmesser und zog es aus der grünen Lederscheide. Die Geräusche, die er wahrgenommen hatte, waren von keinem Tier verursacht worden. Er wußte, wie sich Tiere bewegten, mochten sie nun klein oder groß sein. Von Kindheit an hatte er mit Tieren gelebt. Er wußte; wie sie sich verhielten, wie sie auf seine Nähe reagierten, und er wußte auch, wie sich ein Feind verhielt.

Gespannt, mit gezogenem Messer, näherte er sich den Büschen. Er wußte nicht, mit wie vielen Gegnern er es zu tun hatte, rechnete damit, mit seiner furchtlosen Art ihre Flucht zu erzwingen.

Aber er verrechnete sich. Er war nicht mehr jung. Nur feige Memmen flohen vor einem alten Mann, und mit solchen hatte er es nicht zu tun.

Sie waren zu dritt, lagen auf der Lauer, warteten und beobachteten den Alten. Sie hatten gehört, daß sein Sohn das Opfermal trug und waren gekommen, um sich Yerdyn zu holen.

Damit ihnen der Alte keine Schwierigkeiten machte, wollten sie ihn vorher töten. Ihre Pfeile lagen bereits auf den Sehnen der Bogen. Bika war eigentlich schon tot. Er wußte es nur noch nicht.

Der alte Mann überlegte, ob er Yerdyn rufen sollte, und als er es dann tun wollte, passierte es.

Eine Bogensehne summte, und der Pfeil durchbohrte Bika. Sein grünes Gesicht verzerrte sich schmerzvoll. Der nächste Pfeil zischte heran. Bika zuckte zusammen. Auch der dritte Pfeil kam ins Ziel.

Die Feinde dachten, das würde genügen. Sie glaubten, Bika würde tödlich getroffen zusammenbrechen, doch der alte Mann war zäher, als sie dachten.

Vor allem die Liebe zu seinem Sohn hielt ihn auf den Beinen. Die Gegner konnten nicht verhindern, daß er zur Hütte zurücktorkelte. Erst wenige Schritte davor brach er zusammen, aber er blieb nicht liegen, gab nicht auf. Er schleppte sich auf allen vieren weiter, kroch auf die offene Tür zu.

Auf der Schwelle verließen ihn die Kräfte. Er konnte nicht mehr weiter, aber Yerdyn hatte ihn entdeckt. Entsetzt sprang der Junge auf.

»Vater!«

Er rannte zu Bika und zerrte ihn ächzend in die Hütte. Die Tür schloß er mit einem kraftvollen Tritt. Ein schwerer Holzriegel fiel herab, und nun war die Tür von außen nicht mehr zu öffnen.

»Vater!« stieß Yerdyn wieder verstört hervor. Er konnte nicht fassen, daß im Körper des alten Mannes drei Pfeile steckten. Vorsichtig ließ er Bika auf sein weiches Feilager sinken. Grüne Schweißperlen glitzerten auf Yerdyns Stirn. Er wußte nicht, was er zuerst tun sollte - dem Vater helfen oder die Feinde töten, die den alten Mann mit ihren Pfeilen gespickt hatten.

Drei Pfeile - drei Gegner. Mindestens. Yerdyn war trotzdem entschlossen, diese Herausforderung anzunehmen.

»Yerdyn«, preßte sein Vater heiser hervor.

»Ich werde sie töten!« knirschte der Junge erschüttert.

»Du darfst nicht kämpfen, Yerdyn. Du mußt fliehen.«

»Ich laufe vor diesen Bastarden nicht weg.«

»Du trägst das Opfermal.«

»Sie kriegen mich nicht.«

»Vielleicht gelingt es dir, diese drei Feinde zu töten, aber dann werden andere kommen, doppelt so viele, oder noch mehr. Sie brauchen Gezeichnete wie dich - für Alcarrax. Deshalb werden sie

alles tun, um dich in ihre Gewalt zu bekommen.«

Der Atem des alten Mannes klang rasselnd. Yerdyn zerriß es vor Schmerz fast das Herz. Es hätte nicht schlimmer sein können, wenn die Pfeile in seinem Fleisch gesteckt hätten. Er wußte, daß sein Vater sterben würde, aber alles in ihm lehnte sich verzweifelt dagegen auf.

Bika war ein alter Mann, und Yerdyn wußte, daß er nicht ewig leben würde. Aber er hatte erwartet, daß sein Vater eines natürlichen Todes sterben würde.

Das war ein eiskalter, hinterhältiger, feiger Mord!

»Ich werde dir die Pfeile herausschneiden«, keuchte Yerdyn.

Bika schüttelte schwach den Kopf. »Es hat keinen Zweck, sich etwas vorzumachen, mein Junge. Es geht mit mir zu Ende. Doch bevor ich diese Welt verlasse, mußt du mir versprechen, von hier fortzugehen. Geh zu meinem guten Freund Scarpatt. Erzähle ihm von dem Zeichen am Himmel und daß Alcarrax kommen wird. Zeige ihm dein Opfermal. Er wird dir helfen, wird dich mit seinem Leben beschützen. Wir haben keinen besseren Freund.« Bika streckte die zitternden Hände aus. Er klammerte sich an seinen geliebten Sohn. »Wirst du zu Scarpatt gehen? Versprichst du mir das, Yerdyn?«

Hätte der Junge nein sagen sollen, wo bereits der Schatten des Todes auf seinen Vater fiel?

»Ja, Vater«, sagte er mit feucht glänzendem Auge. »Ich werde zu Scarpatt gehen. Vielleicht hilft er mir, diese Sekte zu zerschlagen.«

»Ich… hatte gehofft, wir… könnten den Lebensweg noch eine Weile zusammen beschreiten, aber das ist mir nun nicht mehr möglich. Bitte… verzeih mir, mein Junge.«

Yerdyn schluckte trocken, und die Kehle wurde ihm eng. »Entschuldige dich doch nicht, Vater. Es gibt nichts zu verzeihen.«

Bika richtete sich auf. Es kostete ihn sehr viel Kraft. Ein letztes Mal umarmten sich Vater und Sohn, dann erschlaffte Bikas Körper, und Yerdyn ließ den Toten behutsam auf das Lager zurückgleiten.

Unbeschreibliche Gefühle durchtobten den Jungen. Er hatte seinem Vater versprochen, zu fliehen, aber konnte er das, ohne die heimtückischen Mörder für ihre blutige Tat bestraft zu haben?

Sie hatten ihm seinen Vater genommen. Es war zwar nicht in Bikas Sinn, wenn sein Sohn sich jetzt stellte, aber Yerdyn konnte nicht anders. Es war ihm unmöglich, sich nur den Fluchtweg freizukämpfen.

Es war keine Kunst, einen alten Mann zu ermorden, aus dem Hinterhalt Pfeile auf ihn abzuschießen. Zu dritt hatten sie es nicht einmal gewagt, Bika mit dem Schwert in der Hand gegenüberzutreten. Yerdyn verachtete sie.

Tappende Schritte!

Yerdyn sprang auf. Er holte sich sein Kurzschwert. Am Gürtel hing eine Lederscheide, in der sich sein Jagdmesser befand. Er zog das

Messer, tauchte geduckt unter dem Fenster durch und lehnte sich neben der Tür an die Wand.

Die Feinde kamen.

Er hörte, wie sie sich der Hütte näherten, konzentrierte sich auf die Geräusche, die sie verursachten. Es kam ihm zugute, daß ihm sein Vater beigebracht hatte, worauf er in solchen Situationen achten mußte.

Sie würden ihn nicht überrumpeln können.

Mißtrauisch kniff er sein Auge zu. Würden sie versuchen, durch das Fenster in die Hütte zu gelangen? Eine andere Möglichkeit gab es nicht, denn die Tür war verriegelt, und der Riegel war massiv genug, um eventuellen Angriffen standzuhalten.

Die einzige Schwachstelle war das Fenster.

»Yerdyn, komm heraus!«

»Wenn ihr mich haben wollt, müßt ihr mich schon holen!« schrie Yerdyn grimmig.

»Komm unbewaffnet aus der Hütte. Es wird dir nichts geschehen!«

»Ihr haltet mich wohl für verrückt. Ihr habt meinen Vater ermordet. Dafür werde ich euch töten!«

»Dein Vater hat sich das, was passiert ist, selbst zuzuschreiben. Wir wollten mit ihm reden, aber er griff gleich zum Messer. Er ließ uns keine Wahl.«

»Du lügst!«

»Es ist die Wahrheit. Nun wollen wir mit dir reden.«

»Und worüber?«

»Über dich. Ich glaube, du weißt, weshalb wir hier sind.«

»Alcarrax.«

»Ja, Alcarrax, das ist der Grund. Man sagt, du hattest ein Mal im Gesicht. Wir wollen es uns ansehen.«

»Wozu? Ja, ich trage das Opfermal, aber ihr werdet mich dem Dämon nicht opfern.«

»Laß uns das Mal sehen. Es muß eine bestimmte Form haben. Hat es die nicht, kommst du als Opfer nicht in Frage.«

»Jeden von euch, dem ich mein Mal zeige, werde ich töten!« rief Yerdyn laut.

»Du bist unvernünftig«, sagte der Mann draußen ungeduldig. »Wir kriegen dich - so oder so. Alcarrax ist nicht kleinlich. Er nimmt auch tote Opfer an.«

Yerdyn trat nicht aus der Hütte. Er war nicht wahnsinnig. Rasch hob er einen Krug auf und goß das darin befindliche Wasser in den steinernen Herd.

Zischend erloschen die Flammen. Nun war es in der Hütte finsterer als draußen. Yerdyn konnte seinen toten Vater nicht mehr sehen. Er stellte den Krug ab, kehrte neben die Tür zurück und wartete. Wenn

sie ihn haben wollten, mußten sie in die Hütte kommen. Durch das Fenster konnten sie nur einzeln klettern. Folglich würde er es immer nur mit einem Gegner zu tun haben, und den würde er binnen weniger Augenblicke fertigmachen.

Das Mal wollten sie sich ansehen. Nur ansehen. Für wie blöd hielten sie ihn eigentlich?

»Na schön, Yerdyn, dann sollst du deinen Willen eben haben!« rief der Wortführer der drei. »Aber wir kommen wieder, zu zehnt, vielleicht auch noch mehr, und wenn du dich dann immer noch weigerst, uns dein Mal zu zeigen, zünden wir die Hütte an. Dann mußt du herauskommen!«

Yerdyn hörte, wie sie sich entfernten. Sie machten es sehr auffällig, und er wußte, was sie damit bezweckten. Laut gingen sie fort, und lautlos kehrten sie zurück, um bei der erstbesten Gelegenheit über ihn herzufallen.

Er dachte an das Versprechen, das er seinem Vater gegeben hatte. Er würde zu Scarpatt gehen, aber mußte das gleich sein? Sollte er den toten Vater hier einfach liegen lassen?

War er es ihm nicht schuldig, ihn vorher zu beerdigen?

Etwas surrte durch die Luft, zum Fenster herein und hackte in die Wand. Ein Brandpfeil!

Yerdyn riß den brennenden Pfeil aus der Wand und warf ihn auf den Boden. Er trampelte darauf herum, doch schon schossen die Feinde weitere Pfeile herein. Die Flammen fraßen sich am trockenen Holz fest, griffen auf ausgespannte Tierfelle über. Yerdyn konnte den Brand nicht löschen.

Hitze trieb ihm den Schweiß aus den Poren, und ein beißender Qualm hüllte ihn ein. Er hustete, und das Auge tränte ihm so sehr, daß er es kaum noch aushielt.

Er mußte raus!

Rasend schnell griff das Feuer um sich. Schon brannte das Lager, auf dem Bika lag. Die Feinde ließen dem Jungen keine Wahl. Die Hitze und der Rauch trieben ihn aus der Hütte.

Vielleicht warteten sie mit gespanntem Bogen auf ihn. Sollte er so enden wie sein Vater? Er wankte zur Tür, hob den Riegel, wartete noch einen Moment, sammelte sich und handelte dann.

Wild riß er die Tür auf.

»Er kommt!« rief einer der Gegner.

Und er kam tatsächlich, aber schneller, als es sich die Feinde vorstellten. Es waren Markiasen, dreiarmige Wesen. Sie schossen ihre Pfeile sofort ab.

Yerdyn katapultierte sich aus der Hütte. Die Pfeile sausten haarscharf an ihm vorbei. Er krümmte den Rücken, rollte über Arm und Schulter ab, hatte so viel Schwung, daß er gleich wieder auf den Beinen war,

und erreichte den ersten Gegner früher, als dieser einen weiteren Pfeil aus dem Köcher ziehen konnte.

Er traf den Dreiarmigen mit dem Messer *und* mit dem Schwert. Das überlebte der Mann nicht.

»Für Bika!« brüllte Yerdyn und wandte sich dem zweiten Mörder zu. Dieser warf seinen Bogen fort und griff zum Schwert.

Yerdyn drang mit wuchtigen Schlägen auf ihn ein. Der Vorteil des Feindes war dessen dritter Arm. Es war nicht leicht, stets alle drei Arme im Auge zu behalten, und so traf der Markiase den Jungen zweimal hart mit seinen Fäusten.

Der zweite Treffer war so hart, daß Yerdyn merkte, wie seine Knie weich wurden. Er erschrak, als er einknickte, und nun griff auch der andere Markiase in das Kampfgeschehen ein.

»Er hat das Mal!« keuchte einer der beiden Gegner.

»Ihr kriegt mich nicht!« schrie Yerdyn. Er biß die Zähne zusammen, und kämpfte gegen die Wirkung des Treffers an. Die beiden Gegner versuchten im Handumdrehen mit ihm fertigzuwerden, doch so leicht war Yerdyn nicht zu besiegen.

Er parierte die Schwerthiebe der Feinde und verletzte einen von ihnen an der Schulter. Der Mann heulte auf und vergaß für einen Moment zu kämpfen.

Diese Chance ließ sich Yerdyn nicht entgehen. Er fällte den Mann mit dem Messer und hatte es nur noch mit einem Markiasen zu tun. Als der Dreiarmige erkannte, daß er jetzt allein war, wirbelte er herum und gab Fersengeld. Yerdyn wollte ihn jedoch nicht entkommen lassen. Er schleuderte ihm das Jagdmesser nach, und er hätte den Kerl auch getroffen, wenn dieser nicht unverhofft einen Haken geschlagen hätte.

Knapp sauste das Messer an dem Dreiarmigen vorbei und bohrte sich in den Stamm eines Baumes. Der Markiase aber wurde vom dichten Unterholz verschluckt und war nicht mehr zu sehen.

Krachend fiel hinter Yerdyn die Blockhütte in sich zusammen. Sein Zuhause. Die Hütte, in der er geboren wurde, in der eine glückliche Familie gewohnt hatte… Das grüne Feuer fraß sie, und bald würde nichts mehr von ihr übrig sein.

Unter den brennenden Trümmern lag Bika, der ihm ein Vater und Freund gewesen war - und der beste Jäger weit und breit.

Yerdyn holte sich sein Messer. Es steckte so tief im Holz, daß er große Kraft anwenden mußte, um es herauszuziehen. Er schob die Klinge in die grüne Lederscheide und bedauerte, daß sie ihr Ziel verfehlt hatte.

Er verzichtete darauf, den Markiasen zu verfolgen. Es genügte ihm, zwei von den Mördern erledigt zu haben. Es konnte gefährlich sein, dem dritten Markiasen zu folgen. Vielleicht befanden sich seine

Komplizen nicht weit von hier, und ein Kampf gegen eine Übermacht war jetzt nicht gerade das, wonach ihm der Sinn stand.

Yerdyn steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen schrillen Pfiff aus. Die Antwort war ein langgezogenes Wiehern, und dann trabte das Schattenpferd des einäugigen Jungen heran.

Er fing die pendelnden Zügel ab und schwang sich auf den Rücken des Tiers. Einen letzten, schmerzlichen Blick warf er auf die brennende Hütte, dann veranlaß teer sein Pferd, sich umzudrehen.

Da teilten sich die Zweige des Unterholzes, und der dritte Markiase erschien wieder. Er war nicht geflohen. Yerdyn sah ihn nicht. Mit Fersenschlägen trieb er sein Pferd an, und sein Feind schoß ihm einen Pfeil nach.

Yerdyn erschrak, als sich der Pfeil in seine Schulter bohrte. Erst spürte er nur einen Schlag - keinen Schmerz. Dennoch schrie er auf. Das war der Schock.

Und dann setzte der Schmerz ein…

Yerdyns grünes Schattengesicht verzerrte sich. Er krümmte sich und schrie seinem Pferd zu: »Lauf! Lauf!«

Das Tier schien ihn zu verstehen. Es sprengte los, als wüßte es, worum es ging, und daß es seinen Reiter in Sicherheit bringen mußte.

Der Markiase riß den nächsten Pfeil aus dem Köcher und schoß sofort. An und für sich war er ein hervorragender Bogenschütze, aber man mußte ihm Zeit zum Zielen lassen. Die hatte er diesmal jedoch nicht, deshalb schwirrte sein Pfeil auch weit an Yerdyns Kopf vorbei.

Aber Sonoboo, der Markiase, war nicht unbescheiden. Yerdyn hatte immerhin einen Pfeil in der Schulter stecken, und das bedeutete für Sonoboo, daß der Verletzte nicht weit kommen würde.

***

Man nannte Alcarrax auch den Puppenköpfigen. Ein harmloser Name für einen Dämon seines Formats, doch es kümmerte ihn nicht, welche Bezeichnungen man ihm gab. Wer jemals erlebt hatte, wozu er fähig war, der hielt ihn nicht für harmlos.

Alcarrax hielt sich im Zentrum des Alls auf. Sein riesiger runder Puppenschädel glänzte, als bestünde er aus dickem, starrem Porzellan. Ein bläulicher Schimmer, lag auf Stirn und Gesicht. Er wurde nur durchbrochen vom Leuchten der roten Wangen.

Überall und nirgends war er zu Hause. Viele Dimensionen gehörten zu den von ihm bevorzugten Gebieten. Immer wieder suchte er sie heim, mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks. Allerdings lief seine Zeit anders ab. Er richtete sich nicht nach Sonne, Mond oder Gestirnen. Er hatte seine eigene Zeitrechnung.

Einmal in der Zeit tauchte er im Reich der grünen Schatten auf und verbreitete dort Angst und Schrecken. Damit jene, die ihn anbeteten

und verehrten, rechtzeitig von seinem Kommen erfuhren, setzte er das brennende Zeichen auf den grünen Himmel. Natürlich konnten es auch andere sehen, doch das störte ihn nicht. Man konnte sich nicht auf ihn vorbereiten und sich vor ihm schützen. Die grünen Wesen konnten lediglich hinnehmen, was er ihnen an Grauenvollem bescherte.

Alcarrax!

Im Reich der grünen Schatten war er eine Legende des Schreckens. Die grünen Wesen vermieden es, seinen Namen auszusprechen, aber der Puppenköpfige war nicht tot, wenn man ihn totschwieg.

Das dünne, strähnige Haar, das seitlich an seinem Kopf herabhing, zitterte leicht, während in den leblos wirkenden Puppenaugen ein kalter, grausamer Glanz zu sehen war.

Hinter dem reglosen Puppengesicht wurde ein dumpfes Knurren laut. Niemand wußte, wie Alcarrax wirklich aussah. Sein wahres Gesicht verbarg sich unter der porzellanenen Oberfläche, doch hinter dieses Geheimnis sollte niemand kommen.

Bisher hatte Alcarrax im Reich der grünen Schatten sein grausiges Fest gefeiert - dessen Länge er nach Lust und Laune festsetzte -, und dann war er wieder verschwunden.

Doch diesmal sollte es anders sein. Er hatte vor, einen Statthalter zu benennen, der in seinem Sinne weitermachte, während er sich in anderen Dimensionen zeigte.

Der Statthalter würde nicht altern wie alle andern. Mehrere Generationen lang würde er dafür sorgen, daß man den Namen Alcarrax nicht vergaß - bis der Puppenköpfige wiederkam und seine dämonische Herrschaft im Reich der grünen Schatten erneut antrat.

Alcarrax hatte seine Wahl bereits getroffen. Jener Mann, der heute der »Sekte der Auserwählten« - wie sich seine Sympathisanten nannten - vorstand, sollte sein Statthalter werden.

Zum erstenmal genügte es Alcarrax nicht, sich im Reich der grünen Schatten zu holen, was er haben wollte. Er hatte darüber hinaus die Absicht, Besitzansprüche geltend zu machen.

Ja, das Reich der grünen Schatten sollte im Bereich seines dämonischen Einflusses bleiben. Und bald würde diese Dimension einen anderen Namen tragen: Alcarrax' Reich!

***

Yerdyn ging es schlecht. Die Schulter schmerzte höllisch. Schweiß glänzte auf seinem Schattengesicht. Er hatte sich verrechnet. Er hatte geglaubt, der Dreiarmige hätte sich abgesetzt, doch der eiskalte Kerl war geblieben und hatte seine Chance genützt.

Jeder Schritt des Pferdes war für Yerdyn so schmerzhaft, daß er am liebsten laut geschrien hätte. Mit jedem Hufschlag durchraste den

Jungen eine furchtbare Schmerzwelle.
Wie lange würde er das noch aushalten?
Dies war der schrecklichste Tag in seinem Leben. Er hatte den Vater, Beschützer, Lehrmeister und Freund verloren, und wie es aussah, würde auch er den nächsten Morgen nicht mehr erleben.
Er hing auf seinem Pferd, spürte, wie ihn die Kräfte verließen, und wußte, daß ihm der Dreiarmige auf den Fersen war. Der andere war unverletzt. Er konnte schneller reiten. Er würde ihn einholen und stellen, und in diesem letzten Kampf würde Yerdyn sein Leben verlieren.
Und dann würde er Alcarrax geopfert werden. Weil er das Opfermal in seinem Gesicht trug! Eine wilde Verzweiflung durchtobte ihn.
All die Jahre war ihm - wie seinem Vater - der Friede heilig gewesen, und plötzlich war er gezwungen, wie ein Tier zu kämpfen. Wegen dieses verfluchten Mals!
Er haßte es, hätte es sich mit dem Messer am liebsten herausgeschnitten, um nicht länger gezeichnet zu sein. Aber das hätte nichts genützt. Die »Bande der Auserwählten« *wußte* von dem Mal. Er konnte es ausschneiden oder ausbrennen, für diese Leute würde er ein Gezeichneter bleiben.
Das Pferd stolperte über eine Geröllhalde. Aus der düsteren Schlucht, in die Yerdyn unterwegs war, wehte ein kalter Wind. Der Junge fröstelte und klapperte mit den Zähnen, während von seiner Schulter eine fiebrige Hitze ausging, die sich mehr und mehr ausbreitete. Bald würde sie seinen ganzen Körper erfassen, und er würde an diesem Wundfieber sterben.
Scarpatt… Dieser gute Freund war so weit weg. Wie sollte ihn Yerdyn erreichen? Sein Vater hatte ihn gelehrt, immer optimistisch zu denken. »Du darfst niemals resignieren, mein Junge«, hatte er stets gesagt.
Dennoch war Yerdyn jetzt nahe daran, es zu tun. Er konnte nicht mehr, schaffte es kaum noch, auf dem Pferd zu bleiben. Kam der Optimismus in dieser Situation nicht einer dummen Selbsttäuschung gleich?
Die Schmerzen… Diese verdammten, glühenden Schmerzen…
Er lenkte sein Pferd nicht mehr, ließ es einfach laufen, und mit einem letzten Fünkchen Hoffnung wünschte er sich, daß ihn das Tier in Sicherheit brachte. Aber war das nicht zuviel verlangt? Das Pferd wußte nicht, worum es ging. Wenn er es nicht mehr antrieb, würde es irgendwann stehenbleiben.
Yerdyn fiel das Auge zu. Er sah die grünen Flammen, die die Blockhütte aufgefressen hätten, wieder. Manche Wesen werden geboren, um zu verlieren, dachte er.
In seinem Inneren lehnte sich alles gegen das Schicksal auf.

Ich bin kein Verlierer! schrie es in ihm. Mein Vater brachte mir bei, zu kämpfen und zu *siegen*! Ich darf ihm keine Schande machen. Ich muß *kämpfen*.

Er erreichte Felsen. Manche waren schlank wie steinerne Nadeln. Die schattigen Zwischenräume waren groß genug, um einen Reiter mit seinem Pferd aufzunehmen.

Yerdyn lenkte sein Tier zwischen die hohen Steine und stieg ab. Fast wäre er vom Pferd *gefallen*. Er schob das Tier von sich und nahm das Jagdmesser in die Hand.

Ich werde kämpfen, dachte er. Und ich werde entweder siegen oder verlieren. Aber ich werde vor diesem Hund nicht mehr davonlaufen.

Zwischen zwei Felsen schob er sich hoch. Wenn der Pfeil an den Fels stieß, verdoppelte sich der Schmerz, und Yerdyn stöhnte auf. Aber er kletterte weiter.

Und dann wartete er auf seinen Verfolger.

Er brauchte nicht lange zu warten. Dumpfes Hufgeklapper verriet ihm, daß der Dreiarmige schon sehr nahe war.

***

Sonoboo hatte das Jagdfieber gepackt. Im Moment hatte er Yerdyn zwar aus den Augen verloren, aber er war sicher, daß er den Jungen bald wiedersehen würde.

In dieser Schlucht wollte Sonoboo das Opfer zur Strecke bringen. Er wußte noch nicht, ob er Yerdyn töten oder nur so schwer verletzen würde, daß er kampfunfähig war.

Die Situation würde es ergeben. Alcarrax waren lebende Opfer natürlich lieber. Aber wenn Yerdyns Gegenwehr zu heftig war, würde Sonoboo kurzen Prozeß mit ihm machen.

Der Markiase ließ die Geröllhalde hinter sich. Er war wachsam, denn er wußte aus Erfahrung, daß angeschlagene Gegner doppelt gefährlich sein konnten.

Sonoboo bewunderte Yerdyn ein wenig. Er selbst hätte mit einem Pfeil in der Schulter nicht so lange durchgehalten. Yerdyn war unglaublich zäh. Sonoboo konnte Schmerzen nur sehr schlecht vertragen, deshalb wagte er nie zuviel und ging Gefahren, die er erkannte, lieber rechtzeitig aus dem Weg.

Dies war mit ein Grund, warum er der »Bande der Auserwählten« angehörte. Sein Vater hatte ihm die Zugehörigkeit vererbt. Er hätte sie ablehnen können, dann wäre jemand anders für ihn eingesprungen, aber er war nicht verrückt.

Er hatte damit gerechnet, daß es bald Zeit war für ein neuerliches Erscheinen von Alcarrax, und nur die »Bande der Auserwählten« hatte von ihm nichts zu befürchten. Vorausgesetzt, sie opferte ihm genügend grüne Wesen.

Aus diesem Grund durfte ihm Yerdyn nicht entkommen. Er brauchte den Einäugigen für Alcarrax. Yerdyn war ein Gezeichneter, und je mehr davon sie für den puppenköpfigen Dämon herbeischafften, desto größer wurde ihre Chance, verschont zu bleiben.

Yerdyn mußte sterben, damit er, Sonoboo, am Leben blieb. So einfach war diese Rechnung. Es war ein Tausch. Ein Leben für ein anderes. Sobald sich kein Geröll mehr unter den Hufen seines Pferdes befand, trieb Sonoboo sein Tier an.

Er wurde nun doch ein wenig unruhig, weil er den Darganesen immer noch nicht erblickte. Yerdyn durfte diese Schlucht nicht verlassen.

Sonoboo erreichte die schlanken, monolithartigen Steine. Wenn er Glück hatte, brauchte er überhaupt nicht mehr zu kämpfen, weil Yerdyn bereits erschöpft vom Pferd gefallen war. Dann brauchte er ihn nur noch einzusammeln wie eine überreife Frucht.

Sonoboo wollte an, den nadelähnlichen Felsen vorbeireiten, da packte plötzlich jemand sein Bein. Er war so überrascht, daß er zu reagieren vergaß.

Es gab einen heftigen Ruck, und Sonoboo konnte sich nicht auf dem Pferd halten. Er sah ein Messer blitzen, und dann brüllte er auf, denn die Klinge traf seinen Schenkel, während er stürzte.

Sein Gebrüll erschreckte das Pferd. Es wieherte und schoß davon. Sonoboo landete hart auf dem Boden. Er schlug mit der Schläfe auf und war benommen.

Verschwommen sah er Yerdyn, der auf ihn zuwankte, den Pfeil nach wie vor in der Schulter.

Halb verrückt vor Todesangst griff der Markiase zum Schwert, aber er kam nicht dazu, es zu ziehen, denn Yerdyn fiel auf ihn und behinderte ihn.

Aber der Markiase hatte noch zwei Hände, und diesen Vorteil wollte er ausnützen. Er packte Yerdyns Hals und drückte zu.

Yerdyn röchelte. Er hatte sein Letztes gegeben, doch es schien nicht gereicht zu haben.

Aber dann fand sein Messer den Körper des Feindes. Wieder brüllte Sonoboo auf, und dann merkte Yerdyn, wie der Mann unter ihm langsam erschlaffte.

Die Finger des Markiasen glitten kraftlos ab, und Augenblicke später lag Sonoboo still.

Für Yerdyn war ein Wunder geschehen, und das gab ihm unerwarteten Auftrieb. Eben noch hatte er geglaubt, sich nicht mehr erheben zu können, doch nun schaffte er es, auf die Beine zu kommen und auch stehenzubleiben.

Mit einem dünnen Pfiff holte er sein Pferd zu sich, und er quälte sich auf den Rücken des Tiers. Durchhalten! Du mußt durchhalten! sagte er

sich immer wieder, und jetzt, nachdem er den Markiasen besiegt hatte, glaubte er auch, daß es ihm gelingen würde.

Scarpatt hieß die Rettung. Wenn er erst einmal bei ihm war, brauchte er sich keine Sorgen mehr zu machen. Scarpatt würde ihm den Pfeil aus der Schulter holen und alles tun, damit er bald wieder zu Kräften kam.

***

Scarpatt war nicht nur Bikas und Yerdyns Freund, sondern auch der von Prinzessin Ragu und deren Gefährten Ugar. Als ihm Yerdyn mehr tot als lebendig vor seinem Haus vor die Füße fiel, wußte er, was zu tun war.

Er trug Yerdyn ins Haus und schickte nach Ramba, dem alten Zauberer, ohne dessen Hilfe er nicht auskommen konnte, denn der Junge hatte zuviel Blut verloren und war zu sehr entkräftet.

Nur mit Rambas Hilfe konnte es gelingen, Yerdyn durchzubringen. Bis zum Eintreffen des Zauberers flößte Scarpatt dem Jungen nur Tee ein. Er hatte Blätter überbrüht, denen eine kräftigende Wirkung nachgesagt wurde.

Scarpatt hatte keine Ahnung, was Yerdyn erlebt hatte. Der Junge konnte es ihm nicht erzählen, war nicht ansprechbar. Hin und wieder stammelte er im Fieberwahn wirres Zeug, das Scarpatt nicht verstand.

Scarpatt nahm an, daß etwas sehr Schlimmes passiert sein mußte, sonst wäre Yerdyn nicht allein zu ihm gekommen - mit einem Pfeil in der Schulter.

Er vermutete, daß Bika nicht mehr lebte, und Erinnerungen wurden in ihm wach. Er hatte Bika vor langer Zeit kennengelernt und ihn von Anfang an gemocht und geschätzt.

Ein aufrechter, ehrlicher Mann war Bika stets gewesen. Ein Vorbild nicht nur für seinen Sohn, der jetzt stöhnend dalag, ohne zu wissen, wo er sich befand.

Yerdyns Brustkorb hob und senkte sich rasch. Er schien in seiner Fieberphantasie sehr schnell zu laufen, zu fliehen. Und plötzlich riß er sein glasiges Auge auf und stieß einen verzweifelten Schrei aus.

Scarpatt legte ihm einen nassen kalten Schwamm auf die heiße Stirn. »Ruhig«, sagte er eindringlich. »Ganz ruhig. Hab keine Angst, mein Junge. Du bist in Sicherheit, du bist bei Scarpatt. In meinem Haus kann dir nichts geschehen.«

Yerdyn hechelte. Seine Finger klammerten sich an Scarpatt. »Die ›Bande der Auserwählten‹… auf der Jagd…«

Scarpatt horchte auf. »Die ›Bande der Auserwählten‹? Das würde bedeuten, daß uns Alcarrax Heimsuchung bevorsteht. Nur dann wird diese Sekte aktiv.«

Er wollte mehr erfahren, stellte aufgeregt Fragen, auf die er jedoch

keine Antworten bekam. Er erfuhr nur das, was hin und wieder aus Yerdyn herausplatzte.

»Vater!« schluchzte der Junge jetzt. »Was haben sie dir angetan…?«

Voller Ungeduld wartete Scarpatt auf das Eintreffen des Zauberers.

»Ich will nicht, daß du stirbst, Vater…«, stöhnte Yerdyn. »Du darfst nicht sterben, darfst mich nicht allein lassen… Ich liebe dich… Ich brauche dich…«

Immer wieder drückte Scarpatt dem Jungen den kühlen Schwamm auf die Stirn, und er wusch ihm den Schweiß vom Gesicht.

»V-a-t-e-r!« schrie Yerdyn. Es klang so verzweifelt, daß Scarpatt wußte, daß der Junge den Tod des alten Mannes vor seinem fieberglänzenden Auge noch einmal sah.

Endlich traf Ramba ein, ein dürrer alter Zauberer, der es meisterhaft verstand, geheime Kräfte zu wecken. Es bedurfte nicht vieler Worte. Ramba sah sofort, was zu tun war, und er traf unverzüglich seine Vorbereitungen.

Er gab dem Jungen etwas zu kauen, das wie ein Stück Binde aussah, zeichnete mit einer langen Vogelfeder Symbole auf Yerdyns Körper, murmelte uralte Formeln und schaltete Yerdyns Schmerzempfinden aus, woraufhin Scarpatt darangehen konnte, den tief in der Schulter steckenden Pfeil herauszuschneiden. Das war nicht einfach, denn der Pfeil hatte gemeine Widerhaken, wodurch es erforderlich war, eine große Wunde zu schneiden.

Ohne Rambas Hilfe hätte Yerdyn Furchtbares mitgemacht. So aber spürte der Junge nichts von der primitiven Operation. Der Zauberer beeinflußte den Geist des Jungen und verringerte dessen Herzschlag. Damit erreichte er, daß die Wunde blutete.

Schnell und zielstrebig arbeitete Scarpatt, und bald hielt er den Pfeil, der Yerdyn so arg zu schaffen gemacht hatte, in seinen Händen. Er atmete erleichtert auf. Die Hauptarbeit war für ihn getan.

Was nun kam, war Rambas Sache.

Scarpatt trat zurück. Der Zauberer öffnete eine Holzschale und schmierte eine nach Kampfer riechende dicke Salbe in die Wunde. Sie würde heilend und kraftspendend wirken.

Ramba hatte sie während eines langwierigen Zauberrituals angerührt, und sämtliche Ingredienzien waren in ihrer magischen Wirkung präzise aufeinander abgestimmt.

Da es nur zu bestimmten Zeiten möglich war, diese Salbe herzustellen, glich sie einer Kostbarkeit, denn Ramba besaß nicht viel davon. Wie stark und verblüffend schnell sie wirkte, zeigte sich kurze Zeit danach.

Man konnte tatsächlich auf die Wirkung warten. Scarpatt traute seinem Auge nicht. Ramba war ein wahrer Meister. Die Wunde begann sich zu schließen, und Yerdyn erholte sich zusehends.

Das Fieber ging zurück und peinigte ihn nicht mehr. Seine Körpertemperatur normalisierte sich, und sein Auge hatte nicht mehr diesen verwirrten Glanz. Zum erstenmal blickte er Scarpatt bewußt an, und er sprach dessen Namen aus.

»Ja, Yerdyn, du bist bei mir«, sagte Scarpatt und lächelte.

Der Junge schaute den alten Zauberer an.

»Das ist Ramba«, sagte Scarpatt. »Ohne seine magischen Kenntnisse würdest du dich wesentlich langsamer erholen, wenn überhaupt.«

»Danke, Ramba«, sagte Yerdyn.

Der hagere Mann nickte stumm.

»Wie fühlst du dich?« wollte Scarpatt wissen.

Yerdyn horchte daraufhin in sich hinein und stellte verwundert fest: »Etwas durchflutet mich. Ich spüre es ganz deutlich. Es füllt mich aus und gibt mir neue Kraft.«

»Das bewirkt Rambas Zaubersalbe«, erklärte Scarpatt.

»Wie lange muß ich liegen bleiben?« fragte Yerdyn den Zauberer.

»Du wirst es merken, wenn dich die Zauberkraft der Salbe wiederhergestellt hat«, antwortete Ramba.

»Wir müssen reden, Yerdyn«, sagte Scarpatt ernst. »Ich weiß, daß etwas Schreckliches passiert ist. Dein Vater, mein guter Freund Bika, lebt nicht mehr. Man hat ihn ermordet.«

Yerdyn schaute ihn verblüfft an. »Woher…?«

»Du hast im Fieberwahn gesprochen.«

»Was habe ich alles gesagt?«

»Leider nicht genug«, sagte Scarpatt. »Du hast die ›Bande der Auserwählten‹ erwähnt.«

»Sie wollten mich fangen. Da mein Vater das nicht zugelassen hätte, töteten sie ihn. Er starb an ihren Pfeilen. Vor seinem Ende nahm er mir das Versprechen ab, daß ich zu dir gehe. Er hat das Zeichen des puppenköpfigen Dämons gesehen. Alcarrax wird bald erscheinen. Deshalb schwärmt die ›Bande der Auserwählten‹ aus. Sie braucht viele Opfer, und ich trage das Opfermal in meinem Gesicht. Ich bin ein Gezeichneter.«

»Laß sehen«, verlangte Scarpatt, und Yerdyn wies auf das dunkelgrüne Mal.

Scarpatt stieß einen erschrockenen Laut aus und richtete sich jäh auf.

»Was hast du?« wollte Ramba wissen. »Was erschreckt dich so sehr?«

»Ich kenne jemanden, der dieses Zeichen an der gleichen Stelle trägt«, erwiderte Scarpatt aufgeregt.

»Wer?« fragte Ramba.

»Ugar, der Gefährte unserer Prinzessin«, quetschte Scarpatt zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. »Die ›Bande der Auserwählten‹ wird sich auch ihn holen wollen. Dazu darf es nicht kommen. Ich muß Ugar warnen. Aber nicht nur das. Wir dürfen die

Heimsuchungen des Puppenköpfigen nicht länger kampflos hinnehmen. Wir müssen dafür sorgen, daß er unsere Welt nur noch dieses eine Mal angreift und dann nie mehr. Das sind wir; unseren Nachkommen schuldig.«

»Aber es heißt, Alcarrax ist unbesiegbar«, sagte Yerdyn.

»Vielleicht schaffen wir es nicht allein, ihn zu vernichten. Aber wir haben tapfere Freunde und werden sie um Beistand bitten. Wenn wir Glück haben, wird es uns mit ihrer Hilfe gelingen, mit Alcarrax fertigzuwerden.«

***

Wieder einmal befand ich mich im Reich der grünen Schatten. Unser letztes Abenteuer hier lag schon geraume Zeit zurück. Dennoch war mir alles noch sehr vertraut. Mir war, als hätte ich meinen Fuß in eine zweite Heimat gesetzt.

Wir brachten Geschenke für Ragu und Ugar mit. Ein weißes Kleid für die niedliche, anmutige Prinzessin, eine rote Schärpe für ihren Gefährten. Eine größere Freude hätten wir ihnen nicht machen können.

Ragu verschwand kurz und zog das Kleid gleich an, und Ugar legte die Schärpe um. Rot! Eine Kostbarkeit im Reich der grünen Schatten. Genau wie das Weiß des Kleides.

Doch die Prinzessin und ihr Gefährte freuten sich nicht nur wegen der Geschenke, uns wiederzusehen. Harte Kämpfe und gefährliche Abenteuer hatten uns zu den besten Freunden gemacht.

Sollten sie jemals Hilfe brauchen, hatte ich ihnen nahegelegt, müßten sie unverzüglich Kontakt mit uns aufnehmen. Und von diesem Angebot hatten sie nun Gebrauch gemacht. Ich freute mich darüber.

Scarpatt hatte sich zu Pater Severin begeben, und dieser hatte Mr. Silver und mich informiert - und wir begleiteten Scarpatt in sein Reich, das von einem gefährlichen Dämon bedroht wurde.

Der einzige, der schon mal vom Puppenköpfigen gehört hatte, war Mr. Silver, und was er Pater Severin und mir über diesen dämonischen Bastard zu erzählen wußte, war alles andere als erfreulich.

Der Ex-Dämon hatte das Höllenschwert mitgenommen. Er trug diese starke Waffe in einer Lederscheide auf dem Rücken.

Seit Frieden zwischen Dargan und Markia herrschte, regierte Ragu über beide Hälften des Reiches weise und gerecht. Da sie selbst wie Ugar zu den einäugigen Wesen gehörte, hatte sie sich einen dreiarmigen Berater zugelegt, um in ihren Entscheidungen so objektiv wie möglich zu bleiben.

Cassemock hieß der Mann, und als er mir die Hand drückte, spürte ich instinktiv, daß er mich nicht mochte. Jedermann hier war mir wohlgesinnt, aber Cassemock nicht. Ich fragte mich, was er gegen

mich hatte.

Immerhin war ich gekommen, um für die grünen Wesen mein Leben aufs Spiel zu setzen. Ich erwartete ja nicht, daß der Dreiarmige mich an seine Brust drückte und dankbar küßte, aber etwas mehr Freundlichkeit und Zuneigung glaubte ich schon zu verdienen.

Vielleicht bot sich eine Gelegenheit, mit ihm unter vier Augen zu sprechen, dann würde ich ihn zur Rede stellen. Aber ich wollte es nicht vor Ragu und Ugar tun. Die beiden strahlten vor Glück über das Wiedersehen, und sie bewirteten uns, als hätten wir wochenlang nichts gegessen.

Der einzige, der wirklich tüchtig zulangte, war Pater Severin. Keiner hatte einen gesegneteren Appetit als er. »Greif zu, Tony«, forderte er mich mit vollen Backen auf. »Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.«

»Und was macht deine arme Seele, wenn der überfüllte Leib platzt?« fragte ich grinsend.

»Die Gefahr besteht nicht«, erwiderte Pater Severin, und damit hatte der vierschrötige Priester vollkommen recht. Er konnte hineinfuttern, soviel er wollte, ohne ein Gramm Fett anzusetzen. Wo mochte der schlagkräftige Priester die überflüssigen Kalorien bloß abtrainieren? Bisher hatte ich das noch nicht herausgefunden.

Nach dem Essen schickte die grazile Prinzessin nach Yerdyn. Ein großer, kräftig wirkender Jüngling betrat wenig später den Saal.

»Vor kurzem noch war er halb tot«, sagte Scarpatt. »Ramba verhalf ihm zu neuem Wohlbefinden.« Er winkte Yerdyn. »Setz dich zu uns, junger Freund.«

Der Einäugige nahm in meiner Nähe Platz, und Scarpatt forderte ihn auf, zu erzählen, was er erlebt hatte. Wir hörten aufmerksam zu, unterbrachen Yerdyn nicht, sondern ließen ihn reden. Nachdem er geendet hatte, bat ihn Scarpatt, uns das Opfermal zu zeigen, und mir war, als würde sich eine unsichtbare Hand auf meine Kehle legen und zudrücken, denn ich kannte Ugars grünes Schattengesicht gut genug, um zu wissen, daß er an der gleichen Stelle auch so ein Mal hatte.

Auch der Gefährte der Prinzessin war ein Gezeichneter. Somit bestand auch für ihn die Gefahr, dem puppenköpfigen Dämon geopfert zu werden.

Daß die »Bande der Auserwählten« so bald schon zuschlagen würde, hätte ich nicht gedacht. Und ich rechnete auch nicht mit ihrer Vermessenheit, in Ragus Palast einzudringen.

In diesem Augenblick erkannte ich, wie sehr ich mich geirrt hatte!

***

Sie machten die Palastwachen nieder und stürmten in den Saal, in dem wir uns befanden.

»Verdammt!« knurrte der Ex-Dämon.
»Kannst du laut sagen«, zischte ich und sprang auf.
Die grünen Wesen quollen in den Saal und griffen sofort an. Daß Ramba sich so weit wie möglich zurückzog, konnte ich verstehen. Er war ein spindeldürrer alter Mann. Aber daß auch Cassemock nichts von einem Kampf wissen wollte, befremdete mich schon sehr. Wäre es nicht seine Aufgabe gewesen, sich schützend vor die Prinzessin zu stellen?
Er überließ das anderen, zog zwar sein Kurzschwert, aber nur, um sich nötigenfalls selbst zu verteidigen. Mit Cassemocks Mut schien es nicht weit her zu sein. Nun, das Kämpfen ist nicht jedermanns Sache, aber hätte Ragu nicht besser einen Berater auswählen sollen, der auch davon etwas verstand?
Die Feinde fächerten auseinander. In der Eile konnte ich sie nicht zählen, nur schätzen. Und ich kam auf ein gutes Dutzend. Diese Kerle - Markiasen und Darganesen gemischt - schienen zu allem fähig zu sein. Sie brauchten Opfer, um die eigene Haut zu retten. Um das zu erreichen, war ihnen jedes Mittel recht. Sie gingen sogar über Leichen. Wenn es sein mußte, auch über meine, aber durch diese Rechnung wollte ich ihnen einen dicken Strick machen. Ich hatte nämlich den verständlichen Wunsch, noch ein Weilchen am Leben zu bleiben.
Ich sah einen Einäugigen, der sich auf die Prinzessin stürzte. Meine Kopfhaut spannte sich, ich sprang auf den Tisch und ließ mich auf den Kerl fallen, bevor er das zarte Mädchen im weißen Kleid mit seinem Kurzschwert durchbohren konnte.
Mein Körpergewicht drückte ihn nieder. Er knickte ein, und wir stürzten. Ich wälzte mich zur Seite. Wie richtig ich gehandelt hatte, stellte sich eine Sekunde später heraus.
Der Darganese richtete sich auf und hieb mit dem Schwert nach mir. Er hätte mich getroffen, wenn ich liegengeblieben wäre. So aber knallte die Klinge nur klirrend auf den dunkelgrünen Marmorboden, und ich sah grüne Funken hochspritzen.
Ich schnellte hoch, mein Gegner ebenfalls. Kampflärm umbrandete uns.
Ragu bewies einmal mehr, wie mutig sie war. Unbewaffnet griff die schlanke Prinzessin den Kerl an, der sie zu töten versucht hatte.
Sie sprang ihn an wie eine Wildkatze, kratzte und biß ihn, und ich setzte ihm mit meinen Fäusten zu. Man kann sagen, wir schafften ihn gemeinsam. Er schwang zornig den Oberkörper hin und her. Sein Gesicht wies blutende Schrammen auf. Er stach auf mich ein, aber unkontrolliert und überhastet. Ich hatte Zeit, auszuweichen und den Arm abzufangen. Ein blitzschnell angesetzter Hebel ließ den Einäugigen aufbrüllen. Er war gezwungen, das Schwert fallenzulassen, und ich griff blitzschnell danach.

Endlich war der Darganese die Prinzessin losgeworden, und er hatte immer noch die Absicht, sie zu töten. Er versuchte es mit einem blitzartig hervorgezauberten Dolch, doch ich verhinderte diesen Mord mit dem erbeuteten Schwert. Wie ein gefällter Baum fiel der Mann um.

Wenn Pater Severin »ausrückte«, tat er das nie ohne seinen Kampfstock, der nicht ganz zwei Meter lang und armdick war. Er wußte damit großartig umzugehen. Nicht einmal drei Gegner vermochten ihm gefährlich zu werden.

Er parierte Schwerthiebe und verschaffte sich Luft, indem er den Stock surrend über seinem Kopf kreisen ließ. Mit kurzen, trockenen Schlägen fällte er schließlich einen Gegner nach dem anderen. Er war einfach souverän. Ich brauchte mir keine Sorgen um ihn zu machen.

Und noch weniger Probleme hatte Mr. Silver. Zu fünft versuchten ihn die Feinde niederzuringen, doch er stand da wie ein Turm in der Schlacht, breitbeinig, unbezwingbar.

Aber wir alle konnten nicht verhindern, daß Yerdyn entwaffnet und verschleppt wurde. Als ich sah, daß zwei Dreiarmige den Gezeichneten aus dem Saal zerrten, folgte ich ihnen.

Sie durften den Palast nicht verlassen, jedenfalls nicht mit Yerdyn. Ich hetzte hinter ihnen her, um ihnen den Jungen wieder abzujagen.

Mit langen Sätzen rannte ich durch den Saal. Mehrmals versuchte man mich aufzuhalten, in einen Kampf zu verwickeln, doch ich ließ mich auf nichts ein.

Ich wich den Feinden aus, ließ sie ins Leere laufen, eilte weiter, erreichte die offene Tür und gelangte in einen langen, düsteren Säulengang.

Die Markiasen und Yerdyn waren verschwunden. Sie schienen sich in Luft aufgelöst zu haben. Ich wußte nicht, welche Richtung ich einschlagen sollte, mußte mich für eine von zwei möglichen entscheiden und hoffen, daß sie die richtige war.

Ich sprang über einen toten Wächter und lief an den Säulen vorbei. Hinter einer davon lauerte ein Feind. Ich merkte es zu spät. Er ließ mich vorbei, sprang dann hinter mich, und als ich herumfuhr, traf mich die Breitseite seines Schwerts.

Ich hatte das Gefühl, in ein tiefes, dunkles Loch zu stürzen.

***

Als ich zu mir kam, war der Kampf vorbei. Überrascht stellte ich fest, daß sich Cassemock um mich kümmerte. Ich lag nicht im Säulengang, sondern auf daunenweichen Kissen in einem großzügigen Raum. Ein Mädchen stand neben Cassemock. Es war nicht Ragu.

»Gib ihm zu trinken«, verlangte der Markiase, und das Mädchen setzte mir einen glatten grünen Becher an die Lippen, in dem sich eine

grüne Flüssigkeit befand, die entfernt nach Schokolade schmeckte.
Der Trank rann wie Öl und seidenweich durch meine Kehle. Er tat mir gut.
»Du hattest großes Glück, Tony Ballard«, sagte Cassemock. »Ich habe gesehen, wie der Mann dich niederschlug. Mit dem nächsten Schwerthieb wollte er dich töten, aber ich konnte ihn in die Flucht jagen.«
Er? Ausgerechnet er? Sollte ich ihm das glauben? Er hatte sich mit Ramba in Sicherheit gebracht und sich am Kampf nicht beteiligt, und nun wollte er mir weismachen, er hätte sich für mich stark gemacht.
Noch dazu für einen Mann, gegen den er ganz offensichtlich etwas hatte. Wie hätte ich ihm das abkaufen. sollen? Warum belog er mich? Um mich zu beeindrucken? Sollte ich mich ihm gegenüber zu Dank verpflichtet fühlen? Oder ging es ihm lediglich darum, herauszustreichen, daß er auch gekämpft hatte?
»Ich danke dir, Cassemock«, sagte ich. Damit vergab ich mir nichts. Ich setzte mich auf und betastete meine Schläfe, die eine beachtliche Beule zierte. Dennoch hatte ich keinen Grund, mich zu beklagen, denn es hätte schlimmer kommen können: Wenn mich das Schwert nicht mit der Breitseite getroffen hätte!
Ragus Berater entließ das einäugige Mädchen. Wir waren allein, und ich packte die Gelegenheit beim Schopf, um das Gespräch unter vier Augen mit Cassemock zu führen.
»Darf ich offen sein, Cassemock?« fragte ich.
»Natürlich.« Er nickte.
»Meine Freunde und ich sind allen willkommen, nur dir nicht. Jedenfalls habe ich diesen Eindruck. Ich glaube nicht, daß ich mich irre. Was hast du gegen uns?«
Cassemock schüttelte den Kopf.
»Nichts.«
»Du magst keine Menschen, wie?« sagte ich.
»Das ist nicht richtig«, widersprach er mir. »ich akzeptiere und respektiere euch…«
»Aber?«
»Ihr habt eure Welt, wir unsere. Ihr habt eure Probleme, wir unsere. Ich finde, wir müßten versuchen; mit diesen Problemen selbst fertig zu werden. Habt ihr uns schon mal um Hilfe gebeten?«
»Ich glaube nicht, aber ich würde nicht zögern, es zu tun, wenn es nötig wäre. Warum dürfen sich Freunde nicht helfen? Bist du zu stolz, um Hilfe anzunehmen? Wozu hat man Freunde?«
»Wer sich immer nur helfen läßt, wird schnell unselbständig«, behauptete Cassemock. »Und abhängig. Es ist nicht gut, abhängig zu sein. Man gibt sich damit in die Hände anderer.«
»Die das ausnützen könnten. Ist es das, was du befürchtest? Da kann

ich dich beruhigen, Cassemock. Meine Freunde und ich werden das nie tun. Das werden dir Ragu und Ugar bestätigen.«

Der Markiase nickte. Ob er mir glaubte, wußte ich nicht.

»Wie stehst du zu Ragu und Ugar?« wollte ich wissen.

»Ich bin ihnen sehr zugetan. Und ich liebe Ragu. Ich bin der Prinzessin dankbar, daß sie mich zu ihrem Berater ernannt hat. Das war eine weise Entscheidung. Ich weiß als Markiase über Markia-Fragen besser Bescheid als sie.«

Ich stand auf. Cassemock hinderte mich nicht daran. Ich wollte wissen, welches Ende der Überfall genommen hatte. Cassemock wußte nur, daß es die »Bande der Auserwählten« geschafft hatte, Yerdyn aus dem Palast zu holen. Ich bat ihn, mich zu den andern zu führen, und dort wurde ich mit einer neuen unangenehmen Überraschung konfrontiert: Den Sektierern war es auch gelungen, Ugar zu entführen.

***

Die Prinzessin weinte. Ihre Schultern zuckten heftig, und ihr Schluchzen tat mir in der Seele weh. Sie sank gegen mich und flüsterte verzweifelt und hilflos wie ein kleines Kind: »Ich liebe Ugar, Tony. Ich brauche ihn. Ich kann ohne, ihn nicht leben.«

Ich streichelte sie und sagte beruhigend. »Wir holen ihn zurück. Wir bringen ihn dir wieder. Du kannst mich beim Wort nehmen.«

Verdammt, Tony Ballard, dachte ich insgeheim. Du nimmst den Mund ziemlich voll. Wie willst du dieses große Versprechen denn einlösen? Du hast nicht die leiseste Ahnung, wohin sie Ugar bringen werden. Sie wollen Ugar und Yerdyn dem Puppenköpfigen opfern. Er kann sie sich schneller holen, als du ihre Spur findest. Du weißt ja nicht einmal, wann Alcarrax losschlägt. Vielleicht tut er es bereits in diesem Augenblick.

Cassemock wußte von einem Gebiet, das die Teufelswüste genannt wurde. Es gab auch im Reich der grünen Schatten Spitzel und Informanten, die sich durch die Preisgabe ihres Wissens verschiedene Begünstigungen verschafften.

Von diesen Quellen hatte Cassemock erfahren, daß die »Bande der Auserwählten« dort dem Puppenköpfigen ihre Opfer anbieten wollten. Ich ließ mir auf einer Landkarte - sie war ziemlich primitiv gezeichnet, erfüllte aber ihren Zweck - zeigen, wo sich die Teufelswüste befand. Es war nicht allzu weit.

»Dorthin müssen wir«, sagte ich. Und zu Ragu gewandt: »Wir brauchen Pferde.«

»Ihr kriegt die schnellsten, ausdauerndsten und kräftigsten Tiere«, versprach die Prinzessin.

»Und ich zeige euch den kürzesten Weg in die Teufelswüste«, sagte Scarpatt.

»Woher hat die Wüste ihren Namen?« wollte ich wissen.
»Vor langer Zeit begegneten dort zwei Darganesen dem Satan. Sie waren heilige Männer, und es gelang ihnen, ihn in die Flucht zu jagen. Seither heißt das Gebiet Teufelswüste.«
»Wenn du mir Ugar wiederbringst, Tony, kannst du haben, was du willst«, sagte die Prinzessin.
Ich lächelte das einäugige Mädchen an. »Ich will nichts. Ich tu's aus reiner Freundschaft und weil ich Dämonen nicht ausstehen kann.«
Vor dem Palast warteten prächtige Schattenpferde auf uns. Ein grünes Kurzschwert hing am Sattelknauf meines Tieres. Ich stieg auf, und als auch die anderen im Sattel saßen, ritten wir los, allen voran Scarpatt, der als einziger den Weg zur Teufelswüste kannte.

***

Es war heiß. Eine grüne Sonne glühte am grünen Himmel und regte unseren Schweißfluß an. Lästige Mücken umschwirrten uns, als wir bei einer kleinen, munter sprudelnden Quelle rasteten. Die Stadt lag hinter uns. Der rissige, trockene Boden war von Pferdehufen aufgestampft. Die Spuren sahen frisch aus. Wir hofften, daß sie von der »Bande der Auserwählten« herrührten.
»Hier gibt es zum letztenmal Wasser«, sagte Scarpatt. »Trinkt, soviel ihr könnt, und füllt die Wasserschläuche. Der Durst kann fast genauso gefährlich sein wie Alcarrax.«
»Sag das nicht so laut, sonst trinkt Mr. Silver gleich die ganze Quelle leer«, bemerkte ich grinsend.
»Hör nicht auf ihn«, sagte der Ex-Dämon zu Scarpatt. »Er stellt mich gern als gierigen Egoisten hin, obwohl ich jederzeit bereit bin, mit ihm mein letztes verschwitztes Hemd zu teilen.«
»Ist er nicht ein Engel?« sagte ich und sank vor der Quelle auf die Knie, nachdem mir der Hüne den Vortritt gelassen hatte. Als ich mich mit offenem Mund vorbeugte, um das plätschernde kühle Naß in meine Kehle rinnen zu lassen, versiegte die Quelle urplötzlich.
Ich richtete mich irritiert auf. Da rann das Wasser wieder. Doch sobald ich mich vorbeugte, war es wieder weg.
»Silver, du Scherzkeks, laß das sein!« rief ich, denn nur mein Freund kam für dieses Spielchen in Frage. Er manipulierte das Wasser.
Der Ex-Dämon lachte. »Immer bin ich an allem schuld. Was kann ich denn dafür, wenn die Quelle dich nicht mag.«
»Darf ich endlich trinken? Du vertrödelst kostbarste Zeit.«
Das sah der Silberdämon ein. Er nahm kein weiteres Mal mehr Einfluß auf die Quelle, und ich trank, als hätten einige Hektoliter in mir Platz.
Nachdem auch die ledernen Wasserschläuche gefüllt waren, ließen wir unsere Pferde trinken, und dann ging es weiter, auf die

Teufelswüste zu.

Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß sich Asmodis auch schon mal im Reich der grünen Schatten hatte blicken lassen. Es gab keinen Grund, weshalb er diese Welt unbeachtet lassen sollte.

Ich knirschte unwillkürlich mit den Zähnen, als mir einfiel, daß sich der Höllenfürst meiner schon ziemlich sicher war. Aber noch hatte mich das schleichende schwarze Gift nicht umgedreht.

Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, wenn Pater Severin zu Hause geblieben wäre, um sich auf den Exorzismus vorzubereiten, den er an mir vornehmen mußte, aber Scarpatt war - wie schon einmal - zu ihm gekommen und hatte ihn um Hilfe gebeten, und niemand konnte in diesem Fall erwarten, daß der Priester daheim blieb.

Der Mann Gottes ritt neben mir, und ich fragte ihn: »Wo hast du so gut reiten gelernt?«

Er bleckte sein großes Pferdegebiß. »Ich hatte eine Zeitlang eine Gemeinde auf dem Land zu betreuen, und ganz in der Nähe gab es einen Reitstall. Es waren ein paar wilde Gäule dabei, aber ich habe sie mit der Zeit alle gezähmt.«

Er verstand sich eben aufs Teufelaustreiben, ob beim Menschen oder beim Tier.

Der Boden wurde allmählich weicher, war nicht mehr erdig, sondern sandig. Jetzt klang der Hufschlag unserer Pferde dumpf, und stellenweise war er überhaupt nicht zu hören.

Vor uns erhoben sich die ersten sanften Dünen, und wenn man die Lippen nicht fest zusammenpreßte, knirschte sofort Sand zwischen den Zähnen.

Bald sagte Scarpatt: »Hier beginnt sie, die Teufelswüste.«

»Kann man sie überqueren, oder ist sie so groß, daß das nicht möglich ist?« fragte Pater Severin. Er schien sich die Landkarte im Palast nicht genau angesehen zu haben. Für mich, stand fest, daß die Teufelswüste zu durchqueren war, vorausgesetzt, man teilte sich seinen Wasservorrat gut ein. Und das bestätigte mir auch Scarpatt.

Wir ritten eine kurze Strecke durch ein weites Dünental, und als Scarpatt sein Tier dann an einer Dünenflanke hochtrieb, folgten wir ihm.

Und dann…

Mir stockte der Atem. Ich sah fünfundzwanzig oder dreißig Holzkreuze. Dick und breit waren die Balken. Sie bildeten jeweils ein großes X, und an jedem einzelnen hing ein grünes Wesen.

Die Opfer für Alcarrax.

Die Gezeichneten?

Wesen, die das Pech hatten, mit einem Mal - das die Auserwählten Opfermal nannten - geboren worden zu sein. Wesen wie Yerdyn und Ugar!

Die »Bande der Auserwählten« war fleißig gewesen. Kein einziges Holzkreuz war leer. Die Opfer waren beschafft, nun mußte nur noch Alcarrax kommen und sie nehmen.
Die Gezeichneten schmachteten in der Sonne. Der Wind trug ihr Stöhnen und ihr verzweifeltes Flehen nach Wasser auf uns zu, doch niemand gab ihnen zu trinken. Allein und verlassen waren sie, einem grauenvollen Schicksal ausgeliefert.
In der Ferne braute sich am Horizont etwas zusammen. Mr. Silver wollte mich darauf aufmerksam machen, doch ich hatte es schon gesehen. Scarpatt fuhr sich mit der Hand über das Auge in der Mitte seiner Stirn. Er stöhnte. »Das ist Alcarrax! Er kommt! Der Höllensturm! Er wird die Gezeichneten verschlingen!«
»Dann müssen wir eben schneller sein als der Sturm!« sagte ich und wollte mein Pferd antreiben.
Da schien sich vor uns plötzlich eine der Dünen aufzutun. Zwischen uns und den Kreuzen gab es auf einmal ein Hindernis: eine Reiterkette - die »Bande der Auserwählten«!

***

Ganz klar, daß diese Kerle nicht zulassen würden, daß wir den Gezeichneten zu Hilfe kamen. Klar aber auch, daß wir's dennoch versuchten.
Die Zeit drängte, denn der Sturm nahte…
»Jetzt ist guter Rat teuer«, sagte Pater Severin.
»Billig haben wir es ja noch nie gegeben«, erwiderte ich.
»Zwanzig Reiter…«, knirschte Scarpatt.
»Eine Lappalie«, behauptete Mr. Silver. »Ich übernehme neunzehn. Den schäbigen Rest könnt ihr euch teilen.«
»Er gibt für sein Leben gern an«, knurrte ich.
Wir hatten schon mal mit kriegerischen Tuaregs in der südlichen Sahara zu tun gehabt. Diese Reiter erinnerten mich irgendwie an sie.
Sie trugen eine Art Burnus, und ein Gesichtsschleier - den die Tuaregs Litham nennen - bedeckte Mund und Nase. Es erübrigt sich, zu erwähnen, daß alles grün war.
Bewaffnet waren die Reiter mit Schwertern, Dolchen, Pfeil und Bogen - und einige von ihnen hielten sogar Lanzen in ihren Händen. Das Verhältnis war ziemlich ausgewogen. Etwa die Hälfte unserer Gegner waren Dargan-Krieger. Die andere Hälfte stammte aus Markia. Und ihre unverkennbare Absicht war es, uns niederzumachen, weil wir es gewagt hatten, hier zu erscheinen.
Mein kummervoller Blick wanderte von ihnen zum Horizont, wo sich dunkelgrüne Wolken ballten. Eine ungeheure Kraft stieß sie vorwärts, trieb sie über das Land und auf uns zu.
Die Sonne würde sich verfinstern, wenn der Höllensturm uns

erreichte. Und Ugar, Yerdyn und all die anderen Gezeichneten würden dann verloren sein.

Vielleicht auch wir…

Für eine winzige Zeitspanne passierte nichts. Die Zeit schien stehengeblieben zu sein. Hatten die Reiter nicht die Absicht, uns anzugreifen? Genügte es ihnen, uns davon abzuhalten, den Gezeichneten zu helfen?

Da trieben die Einäugigen und die Dreiarmigen ihre Tiere an, und es gab keinen Zweifel mehr daran, daß sie den Krieg wollten, der mit unserer Vernichtung enden sollte.

***

Yerdyn hatte das Glück verlassen. Nach all den Jahren, die er in der Wildnis glücklich gewesen war, hatte nun seine Pechsträhne begonnen.

Man hatte seinen Vater eiskalt ermordet. Er selbst war am Pfeil des Markiasen fast draufgegangen. Scarpatt und Ramba hatten ihn zwar wieder auf die Beine gestellt - doch wozu? Damit die »Bande der Auserwählten« ihn erst recht fangen und hierher verschleppen konnte.

Die grelle grüne Sonne wollte seine Haut verbrennen, sein Gehirn zum Kochen bringen. Seine Kehle war schmerzhaft trocken.

Zu einem großen X ausgespannt, hing der Jüngling am Holzkreuz, schmachtete und konnte nichts weiter tun, als auf den Höllensturm zu warten.

Die Fesseln schnitten schmerzhaft in Yerdyns Arme und Beine. Er hatte versucht, sie loszureißen, doch schon bald eingesehen, daß dies unmöglich war. Das einzige, was er damit erreicht hatte, war, daß jetzt seine Handgelenke geschwollen und aufgescheuert waren.

Er dachte an Bika, seinen Vater, und er beneidete ihn beinahe darum, daß er tot war. Bika hatte es hinter sich. Er war nicht leicht gestorben, aber Yerdyn glaubte zu wissen, daß das, was ihm und den anderen Gezeichneten bevorstand, wesentlich schlimmer sein würde.

Er stöhnte, und sein Kopf sank auf die Seite. Er sah Ugar, den sie neben ihm festgebunden hatten, und er konnte dessen Gefaßtheit, seine geradezu stoische Ruhe nicht verstehen.

»Hast du denn keine Angst?« fragte er den Gefährten der Prinzessin.

»Doch«, gab Ugar ehrlich zu.

»Aber man sieht es dir nicht an.«

»Vielleicht habe ich gelernt, mich besser zu beherrschen als du, Yerdyn. Aber ich fürchte den Höllensturm ebenfalls.«

»Er wird uns verschlingen. Wir werden in Alcarrax gierigem Rachen verschwinden - für immer. Der Höllensturm wird unser Lebenslicht ausblasen. Wenn sie mich nur nicht gefesselt hätten. Ich hasse es, wehrlos zu sein. Mit meinem Schwert in der Hand wäre ich leichter

gestorben, denn dann hätte ich bis zuletzt zumindest das Gefühl gehabt, mich verteidigen zu können.«

»Wie willst du dich gegen einen Sturm wehren? Da nützt dir kein Schwert«, sagte Ugar nüchtern.

»Du hast dich mit deinem Schicksal abgefunden, nicht wahr?« sagte Yerdyn erschüttert.

»Was bleibt mir anderes übrig?«

Yerdyn bäumte sich wild in den Fesseln auf. »Ich kann mich nicht abfinden! Ich will es nicht! Ich will kämpfen!«

»Gegen den puppenköpfigen Dämon? Wie willst du ihn besiegen?«

»Das weiß ich nicht. Aber ich möchte es wenigstens versuchen können.«

»Wir sind zu schwach, um gegen Alcarrax bestehen zu können, Yerdyn. Vielleicht werden ihn unsere Freunde von der Erde vernichten, aber über diesen Triumph werden wir uns wohl nicht mehr freuen können.«

Yerdyn richtete seinen trotzigen Blick auf das Wirbelsturmgebräu, das unaufhaltsam näherrückte. Er wußte, daß Ugar mit jedem Wort, das er gesagt hatte, recht hatte, und doch konnte er sich nicht damit abfinden.

***

Mr. Silver zog das Höllenschwert. Es war eine Waffe, die ein gefährliches Eigenleben hatte. Man brauchte einen ungemein starken Willen, um sie unterjochen zu können.

Ich besaß diesen Willen zum Beispiel nicht, deshalb war es für mich auch nicht ratsam, das Höllenschwert zu berühren, denn es hätte mir nicht gehorcht, sondern sich gegen mich gewandt und mich getötet.

Mr. Silver schaffte es, dem Schwert seinen Willen aufzuzwingen. Doch selbst er mußte stets auf der Hut sein, denn eine kurze Unachtsamkeit hätte selbst für ihn schlimme Folgen haben können.

Auch wir trieben unsere Tiere an. Die Hufe der Schattenpferde schleuderten grünen Sand hoch. Ich hielt das Kurzschwert in der Hand, hatte den Arm vorgestreckt, war weit nach vorn gebeugt, stand in den Bügeln, berührte den Sattel kaum noch.

Mein Pferd griff kraftvoll aus. Dies war nicht mein erster. Kampf im Reich der grünen Schatten. Ich hatte gelernt, das Kurzschwert zu führen, und meine grünen Freunde bescheinigten mir, daß ich es innerhalb kurzer Zeit zu einer wahren Meisterschaft gebracht hatte.

Die Erfolge hatten mir bestätigt, daß ich besser war als viele Dargan- und Markia-Krieger. Das Kämpfen mit dem Kurzschwert lag mir irgendwie im Blut. Ich wußte nicht, wieso, hatte keine Erklärung dafür.

War es möglich, daß ich schon einmal gelebt hatte? Vielleicht als

wackerer Schwertkämpfer? Verrückt, daß mir dies ausgerechnet jetzt in den Sinn kam, wo ich mich auf die Auseinandersetzung mit der »Bande der Auserwählten« konzentrieren sollte.

Zwanzig Gegner!

Und wir waren nur vier!

Ein verdammt schlechtes Kräfteverhältnis. Nach Adam Riese kamen auf jeden von uns fünf Sektierer. Wie sollten wir das schaffen?

Pater Severin kam mir vor wie ein Zirkusreiter, der ein schwieriges Kunststück vorführen wollte. Er hielt die Zügel seines Pferdes nicht mehr. Sie lagen auf dem Hals des Tiers. Severin lenkte es mit kräftigen Schenkeldrucken und trieb es mit den Hacken an. Er schrie auch, damit das Pferd noch schneller lief.

Und er hielt seinen Kampfstock mit beiden Händen fest. Waagrecht hielt der Priester den Stock vor seinem Körper, und als er durch die gegnerischen Reihen preschte, stieß er zwei Reiter aus dem Sattel.

Sie kippten hintüber von den Pferden. Pater Severin griff nach den Zügeln, ließ sein Pferd hochsteigen und wenden, und dann knüppelte er die beiden pferdlosen Sektierer nieder, bevor sie ihm mit ihren Waffen gefährlich werden konnten.

Achtzehn Gegner!

Mr. Silver bewies, daß er vorhin den Mund nicht ganz so voll genommen hatte. Er legte sich gleich mit neun Feinden an. Seine Molekularstruktur hatte sich verändert. Er bestand jetzt aus purem Silber, und auf dieses Metall konnten die Feinde einschlagen und einstechen, wie sie wollten. Sie schafften es nicht, den Ex-Dämon zu verletzen.

Und sie bekamen die Kraft des Höllenschwerts zu spüren. Es hatte den Anschein, als würde die Klinge von innen heraus leuchten. Das Schwert hatte einen Namen. Leider kannten wir ihn nicht. Es hieß, daß derjenige sich das Höllenschwert vollkommen Untertan machen konnte, der seinen Namen wußte. Wir hatten schon einiges unternommen, um dieses Geheimnis zu lüften, und es war uns auch schon gelungen, ein paar Puzzleteilchen zusammenzusetzen, doch sie reichten noch nicht aus, um dieses große Rätsel zu lösen.

Das Höllenschwert hieb Lanzen entzwei und zertrümmerte Schwertklingen, und während sich Mr. Silver mit neun Feinden schlug, blieben nur noch neun weitere für uns. Das sah schon besser aus.

Drei für jeden!

Aber wir brauchten einen Blitzsieg, denn der Höllensturm saß uns wie eine Faust im Nacken. Ich wehrte die Angriffe zweier Darganesen ab, schaltete sie aus und trieb mein nervöses Tier zu Scarpatt hinüber, der von vier Feinden stark in die Defensive gedrängt wurde. Ich zwang zwei Kerle, sich mit mir zu befassen und ließ ihnen keine Chance.

Vielleicht hört sich das so an, als wäre ich um soviel besser gewesen als diese Schattenwesen, doch das stimmte nicht. Ich hatte nur im richtigen Augenblick mehr Glück als sie. Glück gehört in solchen erbitterten Kämpfen immer dazu. Wer das bestreitet, macht sich selbst etwas vor.

Scarpatt und Pater Severin rückten zusammen, und als sie von Mr. Silver Unterstützung bekamen, beteiligte ich mich nicht weiter am Kampf.

Einer von uns mußte sich um die Gezeichneten kümmern.

Der Höllensturm war schon so nahe, daß mir sein unheimliches Heulen und Brausen in den Ohren dröhnte. Eine hohe, breite Säule schraubte sich heran, fräste sich durch die Teufelswüste. Wenn sie die Kreuze erreicht hatte, konnte niemand mehr die Gezeichneten retten.

Ich brüllte lauter als der Sturm, trieb mein Tier zu größter Eile an. Es war ein Wettlauf mit der Zeit, ein Wettrennen mit dem Wirbelsturm, der die ersten Kreuze schon fast erreicht hatte.

Mein Gott, wie soll ich das noch schaffen? durchzuckte es mich. Der Höllensturm schien den Wüstenboden aufzuwühlen, aufzureißen. Der grüne Sand stieg kilometerhoch empor. Ein gewaltiges, furchterregendes Schauspiel war das, eine beeindruckende Machtdemonstration des puppenköpfigen Dämons.

Alcarrax zeigte, wozu er fähig war, und es war wirklich beängstigend. Ich begriff, daß ich keinesfalls alle Opfer retten konnte, aber wenigstens einigen sollte dieses schreckliche Schicksal erspart bleiben.

Die Sturmsäule stülpte sich über die ersten Kreuze. Ich hörte die Schreie der Opfer. Es ging mir durch Mark und Bein. Ich sprang vom Pferd, rannte auf das Kreuz zu, dem ich am nächsten war, und hieb mit dem Kurzschwert die Stricke durch, die den Gezeichneten festhielten.

»Fort! Zurück! Schnell!« brüllte ich.

Der Gerettete konnte sein Glück nicht fassen. Ungläubig stierte er mich mit nur einem Auge an. Ich rannte schon zum nächsten Kreuz, befreite auch diesen Gefangenen - und dann war ich bei Ugar.

Der Boden dröhnte und vibrierte, als würde er von einer gewaltigen Rüttelmaschine bearbeitet. Ugar schrie etwas, aber ich konnte ihn nicht verstehen.

Vier Schwerthiebe waren nötig, um ihn zu befreien. Er würde der Letzte sein, den ich retten konnte. Drei Gezeichnete befreit… Ich hatte gehofft, es würden mehr sein.

Der Wirbelsturm schraubte sich immer näher. Ich konnte schon fast hineinfassen, wenn ich den Arm ausstreckte. Mein schweißnasses Gesicht schien zu glühen.

Ich schlug das erstemal zu - Ugars linker Arm war frei. Wieder traf

mein Schwert den Strick… Der rechte Arm! Dann das linke Bein, und als ich zum viertenmal zuschlug, nahm mir die Hitze des Sturms den Atem.

Ich hatte das Gefühl, zu ersticken, packte Ugar und riß ihn mit mir, aber wir kamen nicht weit, denn der Höllensturm fraß den Sand unter unseren Füßen weg, und wir stürzten.

Aus! dachte ich und preßte die Kiefer zusammen.

***

Der Höllensturm schien rasiermesserscharfe Zähne zu haben. Mit ihnen zerbiß er die Stricke, die die Opfer festhielten. Hitze und Sand stürzten sich auf die Gezeichneten. Urgewalten packten sie, fetzten die Stricke ab und rissen die Männer von den Kreuzen.

Yerdyn begriff nicht, daß er noch bei Verstand war. Er konnte noch fühlen und denken. Der Sturm tötete ihn nicht, wie er befürchtet hatte. Er saugte ihn nur auf und peinigte ihn mit glühenden Nadelstichen. Es waren Milliarden von Sandkörnern, die seine Haut trafen, während er blind und willenlos durch den Todeskreisel sauste.

Schmerzen überall.

Er brüllte wie die anderen Opfer, die er nicht sehen, aber hören konnte. Sie alle teilten das gleiche Schicksal mit ihm, denn aus diesem Wirbelsturm gab es kein Entrinnen.

Yerdyn fühlte sich auf das rotierende Zentrum zugetragen und emporgehoben. Und am Ende dieser Höllenreise würde ein grauenvoller Tod auf ihn warten.

Lange hatte er seinen Vater nicht überlebt…

***

Der Höllensturm packte meine Beine. Er hüllte jetzt alle Kreuze ein, und weiter schien er nicht zu wollen. Jedenfalls rückte er nicht mehr vor.

Er blieb über den Kreuzen stehen, heulend, brausend, sich drehend. Eine dicke, wuchtige Säule, die den Himmel zu stützen schien. Eine Säule, die aus Hitze, Sand und grünen Wesen bestand.

Und die Gezeichneten waren gezwungen, einen Totentanz aufzuführen. Einen Höllenreigen, der ihnen das Kostbarste rauben würde, was sie besaßen - ihr Leben!

Dicke, wulstige Fäuste schienen meine Fußknöchel zu umklammern. Ich wurde hochgerissen und gedreht. Die Ausläufer des Höllensturms hatten mich erwischt und hielten mich fest.

Ich kam mir vor wie in einer Zentrifuge. Enorme Kräfte wirkten auf mich ein, zerrten an mir und in mir. Das Blut stieg in meinem Körper mehr und mehr hoch. Es drängte sich in meinen Kopf.

Ein schmerzhafter Druck entstand in meinem Schädel. Die feinen Äderchen in meinen Augen platzen auf.

Ich steckte mit den Beinen in der Sturmsäule und wurde von dieser herumgewirbelt. Unbeschreiblich schnell ging es mit mir im Kreis. Mir war, als würden meine Augen aus den Höhlen gepreßt. Der Druck wurde so qualvoll, daß ich meinen Schmerz herausbrüllte.

Ich spürte, wie mich der Wirbelsturm in sich hineinzuziehen versuchte. Wie sollte ich das verhindern? Die wulstigen Fäuste schoben sich an meinen Beinen hoch!

Wild und verzweifelt lehnte ich mich gegen mein Schicksal auf. Ich schlug wie von Sinnen um mich und versuchte mich freizustrampeln, aber die Höllenkraft wollte mich nicht mehr freigeben.

Doch ich kämpfte weiter. Ich durfte nicht resignieren. Viele Gefahren hatte ich in der Vergangenheit nur deshalb überlebt, weil ich bis zuletzt nicht aufgegeben hatte.

Und auch diesmal schien mir das das Leben zu retten. Immer wilder, immer ungestümer wurden meine Befreiungsversuche, und ich merkte, wie die wulstigen Fäuste an meinen Beinen abrutschten.

Mach weiter! schrie es in mir. Du schaffst es! Du kannst es schaffen!

Und ich *machte* weiter…

Plötzlich löste sich mein rechter Fuß aus der Säule. Die Rotation verdrehte meinen Körper so stark, daß ich befürchtete, sie würde mir das Hüftgelenk auskugeln.

Mit verzerrtem Gesicht kämpfte ich dagegen an. Eine Hand klatschte gegen meinen Hals. Ugars Hand. Auch er war in den Höllensturm geraten! Obwohl es mir selbst dreckig ging, griff ich sofort zu.

Vielleicht gelang es mir doch noch, mich *und* ihn zu retten.

Ich gab die Hoffnung nicht auf.

Ugars Hand war schlaff und kraftlos. Ich nahm an, daß er das Bewußtsein verloren hatte, und auch ich fühlte mich einer Ohnmacht sehr nahe.

Noch einmal warf ich alles in die Waagschale, was ich zu bieten hatte, und es glückte mir, auch den zweiten Fuß aus der Sturmsäule zu ziehen.

Kaum wurde ich nicht mehr festgehalten, da flog ich wie ein Geschoß fort. Aber ich ließ Ugar nicht los.

Ein harter Ruck riß auch ihn aus dem Sturmkreisel. Wie von der Hölle ausgespien sausten wir durch die Luft. Irgendwann kam der Aufprall, der mich von Ugar trennte. Ich merkte, daß ich mich mehrmals überschlug und dann mit dem Gesicht nach unten schwer benommen liegenblieb: den Mund voll Sand.

Aber am Leben!

***

Wieder ergriffen mich Hände und zerrten mich irgendwohin, aber diesmal waren es Freundeshände, und als ich endlich wieder halbwegs

klarsah, erkannte ich die Gesichter von Pater Severin und Scarpatt.
»Ugar!« stieß ich heiser hervor.
»Um den kümmert sich Mr. Silver«, sagte Pater Severin.
Ich. richtete mich auf und sah den Ex-Dämon. Er weckte und stärkte Ugar mit seiner Silbermagie. Der Darganese schlug verwirrt sein Auge auf. Ich hatte es geschafft, Wort zu halten. Alcarrax hatte Ugar nicht bekommen. Ich hatte der Prinzessin versprochen, ihren Gefährten zu retten, und das war mir tatsächlich gelungen.
Immer noch heulte und brauste der Höllensturm, und ich versuchte mir einen Begriff von den Verwüstungen zu machen, die er auf seinem Weg hierher angerichtet hatte.
Die meisten Sektierer lebten nicht mehr. Einige lagen bewußtlos im Sand der Teufelswüste.
Ugar wankte auf mich zu und umarmte mich. »Danke, *Freund*«, sagte er, und es ging mir gleich etwas besser.
Ich grinste. »Ich hab's nicht für dich, sondern für Ragu getan.«
Ugar drehte sich um und blickte an der Sturmsäule hoch. »Mir kommt vor, als ließe ihre Kraft nach«, sagte er.
»Scheint mir auch so«, sagte ich.
Der Höllensturm heulte nicht mehr so laut, drehte sich nicht mehr so wild. Er hatte sein Ziel, die Teufelswüste, erreicht, und er hatte bekommen, was er wollte: die Opfer.
Er hatte die Gezeichneten an sich gerissen, verschluckt - vermutlich fortgebracht zu Alcarrax, mit dem er in magischer Verbindung stand. Zu siebt waren wir nun - eine kleine Armee beinahe. Aber würde sie ausreichen, um Alcarrax zu vernichten?
Wir hatten es noch nicht einmal mit ihm persönlich zu tun bekommen und das war schon schlimm gewesen. Wie würde es ausgehen, wenn wir mit dem puppenköpfigen Dämon erst richtig konfrontiert wurden?
Drei grüne Wesen hatte ich gerettet. Yerdyn leider nicht. Ich dachte traurig an den sympathischen Jüngling. Er hatte Schreckliches hinter sich; hatte den Vater verloren und wäre beinahe gestorben. Er hätte sich ein besseres Los verdient, als von Alcarrax' Magie zermalmt zu werden.
Der Höllensturm wurde zahm. Bald drehte er sich nicht mehr, und schließlich fiel er in sich zusammen.
Die Stille, die folgte, war direkt unheimlich. Die Kreuze waren wieder zu sehen. Der Wirbelsturm hatte sie nicht aus dem Wüstensand gerissen. Im Gegenteil, sie steckten jetzt noch tiefer drin, und sie waren gespenstisch leer.
Die faserigen Stricke baumelten herab, erfüllten keinen Zweck mehr. Ich hatte Zeit, die Kreuze zu zählen. Es waren fünfundzwanzig. Das bedeutete, daß Alcarrax zweiundzwanzig Opfer bekommen hatte. Drei

hatte ich ihm abgejagt. Ob er das einfach so hinnehmen würde?
»Tony!« raunte mir plötzlich Pater Severin zu. Sein Pferdegesicht war angespannt, die großen dunklen Augen weit aufgerissen.
Ich folgte seinem Blick… und sah Alcarrax. Zum erstenmal zeigte sich uns der puppenköpfige Dämon.

***

Er schwebte über der Teufelswüste. Groß, kalt und leblos stand der Schädel in der Luft. Wie Porzellan glänzte die Oberfläche, über die sich ein bläulicher Dunst gelegt hatte. Helles, strähniges Haar hing seitlich herab. Fast alle Puppen sind schön. Schließlich werden sie gemacht, damit Kinder an ihnen Freude haben und mit ihnen spielen.
Vor diesem Puppenkopf hätten alle Kinder schreiend Reißaus genommen. Er hatte nichts Anziehendes, nichts Freundliches an sich. Kalt, hart und. grausam sah er aus, böse und gemein. Leblos und reglos schwebte der Dämon über dem Wüstensand.
Das einzige, das zu leben schien, waren seine Augen. Sie bewegten sich jetzt, und ich fühlte mich von ihnen angestarrt, ja geradezu durchbohrt.
Alle anderen schienen genauso zu empfinden. Keiner sprach ein Wort. Gespannt und beeindruckt schauten wir alle die unheimliche Erscheinung an.
Mir fiel mein Dämonendiskus ein. Ich durfte nicht zögern, diese Waffe gegen Alcarrax einzusetzen. Der Diskus war meine stärkste Waffe.
Aber warum öffnete ich mein Hemd nicht? Warum hakte ich die Scheibe nicht los und schleuderte sie nach dem verdammten Puppenkopf?
Ein eisiger Schrecken durchfuhr mich.
Entweder verhinderte Alcarrax den Diskuswurf, indem er mir seinen Willen aufzwang, oder… Großer Gott, ich wollte lieber nicht daran denken, aber man kann seine Gedanken nur bis zu einem gewissen Punkt beherrschen. Danach machen sie sich selbständig, und das passierte in diesem Moment.
Entweder wollte Alcarrax nicht, daß ich den Diskus einsetzte, oder *ich wollte es selbst nicht*!
Das schleichende Marbu-Gift! Wollte ich zum erstenmal in meinem Leben einen Dämon verschonen? Stand ich nicht länger auf der Seite des Guten? Passierte jetzt das, was mir Mr. Silver prophezeit hatte? War ich nicht länger Alcarrax' Feind, sondern sein… Freund?
Nein, es war die Kraft seines Blicks, die mich hinderte, nach dem Diskus zu greifen.
Ich war noch nicht soweit!
Ich riß mich von diesem zwingenden Blick los. Es gelang mir, weil

Mr. Silver im selben Moment handelte und damit Alcarrax' Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Ich öffnete mein Hemd. Meine Finger spürten die glatte Scheibe, und während der Ex-Dämon das Höllenschwert ziehen wollte, hakte ich den Diskus los.

Aber weder der Hüne mit den Silberhaaren noch ich sollte zum Zug kommen, denn Alcarrax gefiel es, sich blitzartig aufzulösen. Plötzlich war er nicht mehr da.

Ich hängte die Scheibe wieder an die Halskette. Alcarrax hatte sich wohl nur einmal jene ansehen wollen, die so wahnwitzig waren, sich gegen ihn zu stellen.

Ich war davon überzeugt, daß wir den puppenköpfigen Dämon bald wiedersehen würden.

»Feiger Kretin!« knurrte Mr. Silver und ließ das Höllenschwert stecken. »Er ist nicht so mächtig und unbezwingbar, wie er sich den Anschein gibt. Habt ihr es gesehen? Er hat Angst vor uns.«

Nun, das glaubte ich nicht. Ich hatte eher den Eindruck, als nähme uns Alcarrax noch nicht so wichtig, um uns gleich zu bekämpfen.

Vielleicht mußten wir uns diese »Gunst« erst verdienen.

»Was nun?« fragte Pater Severin.

»Wir müssen ihn zum Kampf zwingen«, sagte Scarpatt.

»Ich glaube nicht, daß sich Alcarrax zu irgend etwas zwingen läßt«, sagte ich. »Er tut, was er will.«

»Wird er diesen Höllensturm wieder schaffen?« fragte Ugar.

»Es wäre denkbar«, erwiderte ich.

»Er wird viele grüne Wesen töten, wenn wir es nicht verhindern«, sagte Ugar. »Als er das Reich der grünen Schatten das letztemal heimsuchte, soll er grausam gewütet haben. Er darf das alles nicht wiederholen und unsere Welt dann ungehindert verlassen - und ein paar Generationen später wiederkommen, Tony. Dies *muß* sein letzter Besuch im Reich der grünen Schatten sein!«

»Hört sich ja toll an«, sagte ich sarkastisch. »Ich bin ganz deiner Meinung, Ugar. Du brauchst uns nur noch zu sagen, wie wir's anstellen müssen, um ihn in die Knie zu zwingen, und schon tun wir es.«

Der Darganese schüttelte mit gesenktem Blick den Kopf! »Tut mir leid, Tony, aber ich habe keine Idee. Ich hatte gehofft, daß ihr vielleicht…«

»Im Moment sind leider auch wir mit unserem Latein am Ende«, sagte ich bedauernd. »Ist es nicht so, Mr. Silver?«

»Ja«, dehnte der Ex-Dämon. »Aber so darf es nicht bleiben.«

Und so blieb es auch nicht. Alcarrax machte in diesem tödlichen Spiel seinen nächsten gefährlichen Zug!

***

Mir war auf einmal schrecklich kalt. Erst diese sengende Hitze, die einem das Hirn aus dem Schädel brannte, und nun diese überfallartige Kälte. Dafür konnte nur Alcarrax verantwortlich zeichnen.

Es ging so schnell, daß wir nichts dagegen unternehmen konnten. Sogar Mr. Silver wurde von dieser unerwarteten Kältewelle überrumpelt. Sie packte uns, fraß sich durch unsere Muskeln, bis ins Knochenmark hinein, und ließ uns erstarren.

Wir konnten nur noch denken, hören und sehen.

Und ich dachte: Verdammt, jetzt hat er uns!

Mir kam die Teufelswüste mit einemmal wie eine trostlose Winterlandschaft vor.

Jetzt hätte Alcarrax wieder erscheinen und uns angreifen können. Wir waren zu keiner Gegenwehr fähig. Auch Mr. Silver nicht. Starr wie wir stand er da.

Eiskristalle glitzerten auf seinem hünenhaften Körper. Ich sah die gleichen Kristalle an Pater Severin, Ugar, Scarpatt und den beiden Gezeichneten, die ich vor dem Höllensturm gerettet hatte, und natürlich war ich auch selbst von dieser magischen Eisschicht überzogen. Diesmal schienen wir unseren Meister gefunden zu haben. Mit vielen Dämonen waren wir fertiggeworden, doch Alcarrax schien eine Nummer zu groß für uns zu sein.

Je länger nichts passierte, desto fester rechnete ich damit, daß sich Alcarrax noch einmal zeigen und uns fressen würde. Der Tod war uns gewiß. Was konnten wir jetzt noch verhindern?

Eiskristalle glitzerten auf einmal auch vor meinen Augen. Meine Pupillen trübten sich. Ich sah meine Umgebung, als wäre sie mit einem Weichzeichner gefilmt worden.

Und dann zeigte uns der puppenköpfige Dämon, für wie minder er uns hielt. Er fand es nicht einmal der Mühe wert, uns selbst zu töten.

Er *ließ* es tun.

Vor meinem stark getrübten Blick tauchten große, kräftige Gestalten auf. Krieger, die einen schwarzen Brustpanzer trugen. Einen Augenblick dachte ich- es wären die Grausamen 5, aber dann sagte ich mir, daß sie sich für so etwas nicht hergegeben hätten. Sie ließen sich von anderen Dämonen nicht einspannen und zu Handlangern oder Vollstreckern degradieren. Sie kochten ihr eigenes Giftsüppchen.

Nein, die Grausamen 5 waren das nicht.

Sie trugen auch keinen Flügelhelm auf dem Kopf, und sie waren zu siebt.

Was für Schädel! Eine graue Elefantenhaut schien sie zu bedecken, und diese Krieger hatten überhaupt keine menschlichen Züge. Aus ihrer Visage sprang ein stumpfer schwarzer Rüssel hervor, und kräftige Wildschweinhauer ragten aus ihrem Maul.

Sie hielten Lanzen in ihren Händen, standen mit leicht gegrätschten

Beinen da und hatten es nicht eilig, sich uns zu nähern. Ihre doppelspitzigen Lanzen würden unser Herz noch früh genug durchbohren.

Dem Höllensturm waren wir entronnen, aber vom Regen in die Traufe geraten.

Langsam setzten sich die Rüsselwesen in Bewegung. Wir sahen den Tod auf uns zukommen und konnten nicht verhindern, daß er uns erreichte. Ein scheußliches Gefühl war das.

Grausam war dieser Alcarrax. Er hatte unser Denken nicht eingefroren. Wir sollten alles bei vollem Bewußtsein miterleben.

***

Ragu machte sich Sorgen. Sie war allein in ihrem Gemach, lag auf dem Bett, stützte ihren Kopf mit dem abgewinkelten Arm und hatte den Blick in eine geistige Ferne gerichtet.

Eine schreckliche Gefahr bedrohte ihre Welt und das Leben ihres Gefährten Ugar. Sie hatte gewußt, daß er ein Gezeichneter war, daß er das Opfermal im Gesicht trug, aber sie hatte gehofft, daß Alcarrax nicht kommen würde, solange sie und Ugar lebten.

Doch nun war das Zeichen am Himmel gesehen worden, und die »Bande der Auserwählten«, war ausgeschwärmt, um aus allen Gebieten die Opfer herbeizuschaffen.

Sie schreckten nicht einmal davor zurück, in den Palast einzudringen, die Wachen niederzumachen und sich Ugar zu holen.

Ugar… Die Prinzessin seufzte schwer. Würde es Tony Ballard und seinen Freunden gelingen, Ugar zu retten? Tony hatte es ihr versprochen, aber er würde dieses Versprechen nur halten können, wenn die Sterne günstig für ihn standen.

Ragu wußte nicht, was sie tun würde, wenn Tony ohne Ugar zurückkehrte - oder auch fortblieb. War es möglich, Alcarrax zu vernichten? War dieser grausame Dämon nicht zu mächtig?

Die Prinzessin erhob sich. Sie trug immer noch das weiße Kleid, in dem sie sich so gut gefiel. In Gedanken versunken trat sie ans Fenster und fragte sich, wieviel Zeit noch vergehen würde, bis Alcarrax über das Reich der grünen Schatten herfiel.

Sie wußte nicht, wie lange sie am Fenster stand. Irgendwann war ihr. als befände sie sich nicht allein im Raum, und als sie sich umwandte, sah sie Cassemock.

»Ich habe dich nicht anklopfen hören!« sagte sie energisch.

Er lächelte. »Ich habe nicht angeklopft, Prinzessin.«

»Du hattest nicht meine Erlaubnis, diesen Raum zu betreten!«

Cassemock kam näher.

»Wieso schleichst du dich wie ein Dieb bei mir ein?« fragte ihn Ragu ärgerlich. »Hast du auf einmal keine Manieren mehr?«

»Du hättest es wohl gern, wenn ich vor dir den ganzen Tag auf dem Bauch liegen würde.«

»Was für einen Ton nimmst du dir mir gegenüber heraus? Du scheinst zu vergessen, wen du vor dir hast.«

»Keineswegs. Du bist Prinzessin Ragu, und ich bin Cassemock, dein *Berater*, nicht dein Lakai.«

Ragus Auge verengte sich. Sie starrte den Markiasen wütend an. »Du bist mein Berater *gewesen*, Cassemock! Ich setze dich hiermit ab, und du kannst von Glück reden, daß ich dich für dein ungebührliches Benehmen nicht einsperren lasse.«

»O ja, Majestätsbeleidigung ist eine ganz verwerfliche Sache. Ein schweres Verbrechen ist das«, sagte Cassemock spöttisch.

»Bist du betrunken?« fragte die Prinzessin empört.

»Ich glaube, es ist an der Zeit, dir die Augen zu öffnen, Prinzessin«, sagte Cassemock. Er lachte. »Eine Redewendung, die bei euch Darganesen nicht ganz zutreffend ist, denn ihr habt ja nur ein Auge.«

»Wir erkennen damit trotzdem jeden Verräter!« zischte Ragu. »Ich werde dich von meinen Wachen abführen und in den finstersten Kerker werfen lassen.«

»Von welchen Wachen?« frage Cassemock grinsend. »Die ›Bande der Auserwählten‹ hat einen Großteil davon niedergemacht, und ich habe sie mit meinen Leuten ersetzt. Wenn du die Wachen rufst, werden sie nicht dir, sondern mir gehorchen.«

»Das ist Hochverrat!« stellte Ragu heiser fest.

»Nenne es, wie du willst«, erwiderte Cassemock gleichgültig.

»Dafür wird dich Ugar mit dem Schwert bestrafen.«

Aber auch das ließ Cassemock kalt. »Ich bin sicher, wir werden Ugar nicht wiedersehen. Je eher du dich damit abfindest, desto besser. Der neue Mann an deiner Seite werde ich sein.«

Die Prinzessin hob energisch den Kopf. »Niemals!«

»Es gibt zwei Völker im Reich der grünen Schatten: Darganesen und Markiasen. Es ist deshalb nur recht, wenn du einen Markiasen zum Gefährten hast.«

Sie trat wütend auf ihn zu und ohrfeigte ihn. Er ließ es geschehen, unternahm nicht einmal den Versuch, sie daran zu hindern. Erst als sie ihm eine zweite Ohrfeige geben wollte, fing er sie mit einer seiner drei Hände ab.

Ganz nahe kam sein Gesicht, und ein gefährliches Feuer loderte in seinen Augen. »Wenn du das noch einmal tust, töte ich dich, Ragu!« sagte er rauh, und sie spürte, daß er nicht bluffte. Mit seinen übrigen zwei Händen packte er sie und preßte sie schnaufend an sich, und dann küßte er sie gierig auf den Mund.

Ragu fand ihn widerlich. Jetzt endlich begriff sie, daß es ein Fehler gewesen war, ihn zu ihrem Berater zu ernennen. Zu spät… Er hatte

heimlich seine verderbten Ziele verfolgt und geduldig auf diesen Augenblick gewartet.

Er rechnete nicht damit, daß Ugar wiederkam und glaubte, hier die Macht und die Prinzessin übernehmen zu können. Doch keins von beidem sollte ihm gelingen.

Ragu entwand sich seinem Griff und trat mehrere Schritte zurück. Cassemock lachte. »Ich werde dir jetzt ein Geheimnis anvertrauen, das ich bisher streng gehütet habe, Prinzessin: Ich gehöre ebenfalls der ›Bande der Auserwählten‹ an, und nicht nur das. Ich bin sogar deren Anführer. Da staunst du, was? Wir haben alles sehr gewissenhaft vorbereitet. In einem Traum nahm Alcarrax mit mir Kontakt auf und teilte mir von seiner Absicht mit, diesmal einen Statthalter einzusetzen, der in dieser Welt in seinem Sinn regieren soll. *Mich* hat er dafür ausersehen, und ich denke, ich habe alles bisher äußerst geschickt eingefädelt. Bedenkenlos konnte ich Tony Ballard und seinen Freunden verraten, wohin meine Männer Ugar bringen würden, denn ich wußte, daß sie deinen Gefährten nicht retten konnten. Außerdem war mir bekannt, wann der Höllensturm losbrechen und die Teufelswüste erreichen würde. Du kannst Ugar vergessen, Prinzessin. Er lebt inzwischen nicht mehr. Alcarrax hat die dargebotenen Opfer bereits angenommen, und wahrscheinlich ist er in diesem Augenblick gerade dabei, Tony Ballard, Mr. Silver, Pater Severin und Scarpatt zu töten.«

Ragus Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen. Sie schluchzte auf.

»Von nun an werden wir beide Markia und Dargan regieren«, sagte Cassemock hart. »Jedenfalls wird es nach außen hin diesen Anschein haben. In Wirklichkeit wird im Reich der grünen Schatten nur noch das geschehen, was ich sage, und es wird der Wille Alcarrax' sein, den ich ausführen werde!«

Ragu trug einen Metallreifen an ihrem linken Unterarm. Ein kleiner Dolch steckte darin. Für das, was Cassemock getan hatte und noch tun wollte, verdiente er den Tod.

Heimlich zog die Prinzessin den Dolch heraus und wandte sich dem Hochverräter langsam zu. Ihr Herz schlug jetzt bis in den Hals hinauf…

***

Die Rüsselwesen rückten näher. Sie senkten die Lanzen mit den Doppelspitzen, und ihr Anblick versetzte mich in Panik. Hatten wir wirklich keine Chance mehr? Sollten wir hier alle sieben unser Leben verlieren? Auch Mr. Silver? Es kam nicht oft vor, daß er sich nicht zu helfen wußte. Er kannte viele magische Tricks, besaß außergewöhnliche Fähigkeiten, war ein wilder, unerschrockener Kämpfer, dessen starker Arm schon vielen Dämonen zum Verhängnis

geworden war.

Doch heute war er genauso starr und hilflos wie wir alle. Der Kälteschock unseres Feindes hatte auch den Ex-Dämon überrascht.

Mein Blick heftete sich auf Pater Severin. Den Exorzismus konnten wir vergessen. In wenigen Augenblicken konnte das schwarze Gift sich nicht weiter in mir ausbreiten. Denn ich würde tot sein.

Marbu war dann ein Schnippchen geschlagen.

Aber *so* hatte ich mir das nicht vorgestellt.

Ich schaute Ugar und Scarpatt an. Reglos wie wir alle standen sie da. Selbst die Zeit schien eingefroren zu sein. Bewegen konnten sich nur die Rüsselwesen, und ich hörte ihre knirschenden Schritte immer deutlicher.

Mein Blick wanderte zurück zu Mr. Silver. Ein Geistesblitz durchzuckte mich. Das Höllenschwert! Es war kein totes Ding, nicht bloß eine leblose Waffe. Das Schwert *lebte*! Es hatte einen starken eigenen Willen - und keinen Körper. Bei ihm konnte Alcarrax' Magie keine Muskeln erstarren lassen. Ließ es sich diese Behandlung einfach gefallen? Konnte es der Magie des Puppenköpfigen nicht trotzen? Meine ganze Hoffnung klammerte sich in diesem Moment an das Höllenschwert. Wenn es überhaupt noch eine Chance für uns gab, dann war es durch diese Waffe.

Aktivierten meine Gedanken den Geist des Höllenschwerts? Oder reagierte es endlich von selbst auf Alcarrax' Attacke? Mir kam vor, als würde die Klinge mit einemmal hell aufleuchten. Vielleicht ging jetzt Wärme vom Höllenschwert aus, eine Wärme, die Mr. Silvers Starre löste.

Schritt um Schritt kamen die Rüsselwesen näher. Sie hatten eine widerliche Ausdünstung, die uns der Wind entgegentrug.

Schneller! schrie ich dem Höllenschwert in Gedanken zu. Wenn du uns helfen willst, mußt du dich beeilen!

Aber diesem Schwert stand keiner von uns nahe, nicht einmal Mr. Silver. Es war sich nur selbst wichtig. Warum also sollte das Höllenschwert etwas für uns tun? Wenn es sich gegen die magische Kälte wehrte, dann nur deshalb, weil sie ihm möglicherweise unangenehm war.

Egal, aus welchem Grund das Höllenschwert reagierte, plötzlich konnte sich Mr. Silver jedenfalls bewegen. Das Schwert hatte sich, und damit auch ihn, aus der kalten Umklammerung befreit, und der Ex-Dämon handelte augenblicklich.

Er riß das Höllenschwert aus der Scheide.

Die Rüsselwesen stoppten irritiert. Ich hörte ein zorniges Grunzen.

Mr. Silver berührte uns, einen nach dem anderen, mit dem Schwert. Mir war, als würde ich ein helles Klirren vernehmen, und dann fiel die Eisstarre von mir ab. Ich konnte mich wieder bewegen. Und ich

machte mir diesen Umstand sogleich zunutze. Zwei Schritte von mir entfernt steckte ein Kurzschwert im gefrorenen Sand.

Ich holte es mir, und dann griff ich mit Mr. Silver, Pater Severin und den grünen Schattenwesen die Rüsselkiller an. Wir warfen uns ihnen todesmutig entgegen.

Alcarrax sollte sehen, daß er uns unterschätzt hatte. Wir waren keine Gegner, die er zwischen erstem und zweitem Frühstück so nebenher verspeisen konnte.

Pater Severin streckte seinen Gegner mit einem Rammstoß nieder. Der Mann fiel auf den Rücken, seine Beine schwangen hoch, und er wollte diesen Schwung nützen, um mit einer Rückwärtsrolle wieder hochzukommen, aber das ließ der Priester nicht zu.

Er stoppte diese Bewegung mit einem Stockhieb und griff dann zum geweihten Kruzifix. Die »Bande der Auserwählten« bestand nicht aus dämonischen Wesen. Das waren einfach nur grüne Schattenwesen wie Ugar oder Scarpatt, deshalb hatte Pater Severin gegen sie das Kreuz nicht eingesetzt. Er hätte damit nichts erreicht. Es wäre genauso gewesen, wie wenn er mich mit dem Kreuz berührt hätte.

Aber die Rüsselwesen waren von Alcarrax geschaffen worden, und somit waren sie dämonischen Ursprungs. Folglich war der Einsatz des Kreuzes sinnvoll und gerechtfertigt.

Blitzende Reflexe tanzten auf den Balken des Kreuzes, als Pater Severin es auf die Stirn des Dämons drückte. Der Rüsselkiller riß entsetzt die Augen auf. Panik flackerte darin.

Sein Maul öffnete sich zu einem markerschütternden Schrei, doch Pater Severin kannte keine Gnade. Nicht mit Höllenwesen!

Das geweihte Kruzifix setzte weißmagische Kräfte frei. Es zischte, brodelte, die Elefantenhaut warf Blasen, während sich der Rüssel nach innen stülpte.

Der Rüsselkrieger erschlaffte wie eine aufblasbare Puppe, aus der die Luft entweicht. Eine leere, faltige Haut blieb übrig. Kein Körper füllte mehr den Brustpanzer aus.

Mein Feind versuchte mich mit der Doppelspitze seiner Lanze zu durchbohren. Ich sprang zur Seite. Haarscharf zuckte die gegnerische Waffe an mir vorbei. Ich hieb mit dem Kurzschwert auf den Schaft, und die Lanze hatte keine Spitze mehr.

Obwohl mir mein starker Gegner vollste Konzentration abverlangte, konnte ich nicht verhindern, daß ich an die grünen Wesen dachte, die auf unserer Seite kämpften.

Ugar und seine Freunde besaßen keine magischen Waffen, deshalb würden sie es schwer haben gegen die Rüsselwesen. Sie würden sie niederschlagen und vielleicht vorübergehend außer Gefecht setzen, aber nicht töten können. Ihre Gegner würden sich immer wieder erheben, wenn wir uns ihrer nicht annahmen.

Mein Feind setzte den Lanzenschaft nun so ein wie Pater Severin seinen Kampfstock. Er war schnell und hatte ein gutes Auge. Mehrmals gelang es ihm, mich schmerzhaft zu treffen und gleichzeitig selbst einem Treffer zu entgehen.

Er setzte in diesem erbitterten Kampf alles ein, was er hatte, auch die langen Hauer. Mit gesenktem Schädel ging er auf mich los, und dann wollte er mir die langen Zähne in den Bauch rammen.

Mein Schwert landete auf seinem Kopf, aber der scharfen Klinge gelang es nicht, die graue Elefantenhaut zu durchschlagen.

Ich disponierte um, wechselte die Waffen. Ich nahm meinen magischen Flammenwerfer zur Hand.

Als die armlange Feuerlohe aufflammte, stutzte der Rüsselkiller, und dann wich er zurück. Er hatte Angst! Er schien zu spüren, daß ich ihn mit diesem Feuer vernichten konnte, deshalb versuchte er zu fliehen, aber das ließ ich nicht zu.

Er konnte sich nur noch umdrehen, dann war ich mit einem weiten Satz hinter ihm und stieß zu.

Die Flamme drang ein, als gäbe es den schwarzen Brustpanzer gar nicht. Mühelos traf sie den Körper und vernichtete das dämonische Innenleben meines Feindes.

Die grünen Wesen kämpften immer noch gegen die Rüsselkiller. Egal, wie oft sie ihre Gegner auch niederstreckten, die Kerle standen immer wieder auf und setzten den Kampf fort.

Irgendwann hätten die Rüsselwesen dann gesiegt, doch soweit ließen wir es nicht kommen. Mr. Silvers Höllenschwert führte die gewünschte Entscheidung herbei.

Dann war Alcarrax' Miniaturarmee geschlagen. Eine gespenstische Stille lag über der Teufelswüste. Die leeren Holzkreuze erinnerten an das Schicksal jener Gezeichneten, denen wir nicht mehr helfen konnten.

Alcarrax mußte wissen, daß wir seine Rüsselwesen vernichtet hatten, aber er reagierte nicht darauf. Mein Blick schweifte durch die Wüste.

Wo steckte Alcarrax? Warum unternahm er nichts mehr gegen uns? Er hatte mit Sicherheit noch nicht alle Trümpfe ausgespielt. Dämonen wie er hatten immer noch einige unangenehme Überraschungen in der Hinterhand. Es wäre ein großer Fehler gewesen, dem Frieden zu trauen.

Ich schaute Mr. Silver fragend an. »Spürst du ihn? Ist er in der Nähe?«

»Wenn ja, dann hat er sich gut abgeschirmt«, brummte der Hüne. »Ich kann ihn nicht orten.«

»Er wird noch einmal zuschlagen«, sagte ich überzeugt. »Die Vernichtung der Rüsselkiller nimmt er nicht einfach hin.«

»Erst mal wird er sich an den Opfern laben, die ihm die ›Bande der

Auserwählten‹ hier präsentierte«, sagte Mr. Silver. »Er hat Zeit. Wir können nichts gegen ihn unternehmen, solange wir nicht wissen, wo er sich befindet.«

»Verdammt, Silver, du *mußt* ihn ausfindig machen. Es ist ungeheuer wichtig…«

»Das weiß ich, Tony, und ich gebe mein Bestes, aber verlange von mir nicht, daß ich Wunder vollbringe.«

Während des Kampfes mit den Rüsselwesen hatten sich die Überlebenden der »Bande der Auserwählten« aus dem Staub gemacht. Alle hatten sich klammheimlich abgesetzt - bis auf einen.

Und der versuchte es jetzt…

***

Ragus Herz klopfte wie ein Dampfhammer. Sie versteckte den kleinen Dolch hinter ihrem Rücken und näherte sich langsam dem Hochverräter, den sie töten wollte.

Sie war so schrecklich aufgeregt, daß sie befürchtete, Cassemock könnte ihre Absicht vorzeitig durchschauen und zunichtemachen. Sie wollte sich nicht zu Alcarrax' Befehlsempfängerin degradieren lassen. Cassemock durfte sie nicht zum Werkzeug des puppenköpfigen Dämons machen.

Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder starb Cassemock - oder sie! Die Entscheidung mußte jetzt fallen, sie duldete keinen Aufschub.

Ragu versuchte sich ihre wilde Erregung nicht anmerken zu lassen. Sie begriff nicht, wie sie sich so sehr in diesem Markiasen hatte täuschen können. Sie hatte den Dreiarmigen für einen zuverlässigen, loyalen Mann gehalten. Äußerst geschickt hatte der Markiase das eingefädelt, doch er sollte sich nicht zu früh freuen. Noch war seine Rechnung nicht ganz aufgegangen.

Vielleicht hatte er tatsächlich Tony Ballard und seine Freunde in den Tod geschickt. Vielleicht lebte Ugar jetzt wirklich schon nicht mehr - aber sie würde er für seine finsteren Zwecke nicht mißbrauchen können.

Er hatte sie geküßt, und seit diesem Augenblick wußte sie, daß er sie begehrte. Er war bewaffnet. Um Erfolg zu haben, mußte sie ganz nahe an ihn herankommen und ihn dann mit dem Dolch überraschen.

»Du hast deine Karten gut ausgespielt, Cassemock«, sagte sie heiser.

Er grinste stolz und überheblich.

»Ich habe dich verkannt«, fuhr sie fort. »Du bist mutig, stark und klug.«

»Es war nicht schwierig, dich und Ugar zu täuschen. Ihr wart viel zu vertrauensselig.«

»Werden wir Feinde bleiben?« fragte Ragu und schob die Hüfte leicht vor.

Cassemock lachte, und sein gieriger Blick tastete *sie* unverschämt ab. »Das hängt von dir ab, Prinzessin. Du hast dich bisher an einen Versager verschwendet.«

Es schmerzte sie, ihn so über Ugar reden zu hören, aber sie beherrschte sich.

»An deine Seite gehört ein Sieger, Prinzessin«, behauptete Cassemock.

»Ein Mann wie du.«

»Sehr richtig«, bestätigte Cassemock selbstgefällig. »Ein Mann wie ich. Wenn du vernünftig bist, brauchen wir nicht Feinde zu sein. Wir könnten diese Welt gemeinsam regieren.«

»In Alcarrax' Sinn.«

»Das versteht sich von selbst. Du wirst dabeisein, wenn er mich zum Statthalter ernennt und mir Unsterblichkeit verleiht. Ich werde ihn bitten, auch dir ewiges Leben zu schenken. Hast du dir noch nie gewünscht, immer jung zu bleiben, niemals alt und gebrechlich zu werden, Ragu? Für die meisten bleibt es ein Wunschtraum, doch für uns beide kann er in Erfüllung gehen.«

»Was muß ich tun?« fragte die Prinzessin.

»Vor allen Dingen mir gehorchen.«

»Das wird nicht schwierig sein. Ich beuge mich gern vor Mut und Stärke«, sagte Ragu.

Cassemock lachte zufrieden. »Du bist ein sehr gescheites Mädchen.«

»Es hat keinen Sinn, gegen den Strom zu schwimmen«, sagte Ragu mit vibrierenden Nerven. Sie wußte nicht, woher sie die Kraft nahm, sich so lange zu beherrschen. Es stand zuviel auf dem Spiel, um voreilig zu handeln und alles zu verderben.

Einmal war sie auf diesen Verräter hereingefallen. Nun sollte es umgekehrt sein. Er würde fassungslos seine Augen aufreißen, dieser verfluchte Markiase, wenn sie mit dem Dolch zustieß. Kein Mitleid würde sie mit ihm haben, denn er war der Diener eines Dämons. Er war für Ugars Tod verantwortlich - und vielleicht auch für den Tod von Scarpatt, Tony Ballard, Pater Severin und Mr. Silver. Und er wollte das Reich der grünen Schatten in Alcarrax' Sinn beherrschen.

Dazu durfte es nicht kommen. Cassemock *mußte* sterben!

Sie bewegte ihren Körper verführerisch und geschmeidig wie eine Schlange. All ihr Tun zielte darauf ab, den Hochverräter zu täuschen. Wenn es ihr nicht vollkommen gelang, war sie verloren.

Sie drängte ihren Haß so weit wie möglich zurück, als sie ihm in die Augen schaute. Er ließ wieder eine abfällige Bemerkung über Ugar fallen, für die sie ihn am liebsten in Stücke gerissen hätte, und machte einen Schritt auf sie zu. Er streckte alle drei Arme nach ihr aus, packte sie und zog sie an sich. »Du bist aufregend schön, Ragu«, keuchte er. »Wir werden sehr viel Spaß miteinander haben. Ich bin sicher, ich

kann Ugar auch im Bett übertrumpfen.«

Das war zuviel.

Die Prinzessin konnte sich nicht länger beherrschen. Sie mußte zustechen. Aber sie reagierte zu impulsiv. Ihre Armbewegung war so heftig, daß Cassemock gewarnt wurde.

Er ließ sie los und stieß sie zurück. Der kleine Dolch blitzte in ihrer Hand, und die Klinge verletzte den Hochverräter am Hals, aber es war nur eine unbedeutende Wunde.

Als der Markiase das Blut über seinen Hals rinnen spürte, griff er wütend zum Schwert. »Du verfluchtes Luder!« schrie er und riß das Kurzschwert aus der Scheide.

Die Prinzessin schloß erschüttert das Auge und erwartete den Todesstoß. Sie hatte versagt! Alcarrax schien schützend seine Hand über diesen Mann zu halten…

***

Der Mann, ein Darganese, wollte sich auf eines der Schattenpferde schwingen und davongaloppieren, doch ich war mit einem Satz bei ihm und riß ihn herum. Er nützte den Schwung der Drehung aus und wollte mich mit einem gemeinen Schlag ausschalten, doch ich spannte meine Bauchmuskeln an und verkraftete den Treffer verhältnismäßig gut.

Ich konterte mit einem Schulterwurf und schleuderte den Darganesen in den Sand.

Aufgeben schien ein Wort zu sein, das es für die Mitglieder der »Bande der Auserwählten« nicht zu geben schien. Obwohl der Darganese erkennen mußte, daß es keine Aussicht mehr auf eine Flucht gab, versuchte er es trotzdem weiter. Er schnellte herum und wollte seine Zähne in mein Bein schlagen.

Da setzte ich ihm die Spitze meines Schwerts an den Hals und knurrte: »Na los doch, beiß zu!«

Jetzt erst gab er auf. Keuchend ließ er mich los und wälzte sich auf den Rücken. Die anderen kamen näher.

»Wie ist dein Name?« fragte ich ihn.

Er antwortete nicht. Haßerfüllt starrte er mich mit seinem Auge in der Mitte der Stirn an.

»Sein Name ist Fodda«, sagte Scarpatt. »Ich kenne ihn.«

»Vielleicht können wir von ihm ein paar interessante Dinge erfahren«, sagte Mr. Silver.

Ugar schüttelte den Kopf. »Aus diesen Sektierern kriegt man nichts raus. Der Mann würde sich eher die Zunge abbeißen, als zum Verräter zu werden.«

Der Ex-Dämon lächelte. »Wenn er nicht freiwillig redet, kann ich ein wenig nachhelfen.«

Ich wußte, was er meinte. Er wollte den Sektierer magisch hypnotisieren. Bei Menschen hatte Mr. Silver damit keine Schwierigkeiten. Aber wie kam er damit bei einem einäugigen Darganesen an?

Wir würden es gleich wissen.

»Stellt ihn auf die Beine«, verlangte der Ex-Dämon.

Ich trat zurück und überließ den Sektierer Ugar und Scarpatt. Die beiden packten Fodda recht unsanft und zerrten ihn hoch. Er konnte nicht erwarten, daß man ihn mit Glacehandschuhen anfaßte.

Kleine Glutpünktchen tanzten in Mr. Silvers perlmuttfarbenen Augen. Er konzentrierte sich auf den Darganesen und schaltete dessen geistigen Widerstand aus. Das Auge des Sektierers wurde glasig und schien in weite Fernen zu blicken.

»Aus wieviel Mitgliedern besteht eure Bande?« fragte Mr. Silver mit eindringlicher Stimme.

»Dreißig«, antwortete der Darganese. Wir wußten, daß er die Wahrheit sprach.

»Und wer ist euer Anführer?« fuhr Mr. Silver fort.

»Cassemock.«

Mir war, als hätte man mich in Eiswasser getaucht. Cassemock, der Berater der Prinzessin! Er spielte ein falsches Spiel, ohne daß es Ugar oder Ragu aufgefallen war. Der Plan war für mich plötzlich leicht zu durchschauen. Cassemock wollte im Reich der grünen Schatten regieren!

Er hatte das verdammt geschickt eingefädelt, hatte sich bis zum Berater der Prinzessin hochgearbeitet und auf seine Chance gewartet. Nun war sie gekommen.

Alcarrax war wieder da!

Und ein Teil von Cassemocks gefährlichen Plänen war es, daß Ugar ein Gezeichneter war. Er ließ ihn im Palast überfallen und verschleppen. *Deshalb* hatte er nicht gekämpft, sondern sich nur zurückgezogen und abgewartet. Er wäre verrückt gewesen, sich seinen Leuten entgegenzustellen und sie an dem zu hindern, was er ihnen befohlen hatte.

Und er glaubte, uns dem puppenköpfigen Dämon geschickt in die Hände gespielt zu haben, indem er uns von der Teufelswüste erzählte.

Ein verdammt cleverer Bursche war dieser Cassemock. Er hatte Ugar aus dem Weg geräumt und würde nun den Platz an Ragus Seite einnehmen wollen. Sollte die Prinzessin damit nicht einverstanden sein, würde er sie mit Sicherheit eiskalt ermorden. Ein Kerl, der Alcarrax zu dienen bereit war, hatte kein Gewissen.

Ugar zog aus dem Geständnis des Sektierers anscheinend dieselben Schlüsse, denn er stöhnte plötzlich auf: »Ragu! Sie ist in Gefahr!«

»Was hat Cassemock vor?« wollte Mr. Silver von dem Hypnotisierten

wissen.
»Alcarrax wird ihn zum Statthalter ernennen«, antwortete Fodda.
»Was bedeutet das für Cassemock?« fragte ich.
»Er bekommt von Alcarrax ewiges Leben.«
»Offiziell wird Prinzessin Ragu weiter in diesem Reich regieren«, sagte ich. »Aber was sie anordnet, wird von Cassemock kommen. Ist das richtig?«
»Ja«, bestätigte Fodda.
»Das wird Ragu niemals tun!« warf Ugar aufgeregt ein.
»Wenn sie sich weigert, wird Cassemock sie töten«, sagte Fodda. »Niemand kann ihn daran hindern.«
»O doch, ich kann!« rief Ugar leidenschaftlich aus. »Ich bin nicht tot! Ich *lebe*!«
»Cassemocks Leute bewachen jetzt den Palast«, sagte Fodda.
»Sind auch sie Auserwählte?« fragte ich.
»Nein. Sie wären es gern, und Cassemock machte ihnen die Hoffnung, daß sie eines Tages zu uns gehören könnten. Aber das stimmt nicht. Der Kreis der Auserwählten läßt sich nicht vergrößern.«
Die Gefahr, die der Prinzessin drohte, machte Ugar halb verrückt. »Ich muß zurück«, keuchte er. »Ich muß zu Ragu. Sie braucht meine Hilfe.«
»Besser, du bleibst bei uns«, sagte ich. »Ich kann deine Sorge verstehen, aber allein kämpfst du auf verlorenem Posten. Ohne Hilfe kommst du nicht an Ragu heran. Wahrscheinlich schaffst du es nicht einmal, in den Palast zu gelangen, und wenn doch, werden dich Cassemocks Leute gefangennehmen oder gleich töten. Vielleicht ließ Cassemock seine Maske noch nicht fallen.«
»Aus welchem Grund sollte er Ragu noch länger etwas vorspielen? Wir sind alle fort. Er wird sich zu erkennen geben, und Ragu wird ihn zu töten versuchen. Wenn es ihr nicht gelingt… Ich wage nicht an die Folgen zu denken, Tony.«
»Wir werden dir beistehen, Ugar«, versprach ich dem Freund. »Aber nicht sofort. Zuerst müssen wir Alcarrax vernichten.«
»Das gelingt uns nie! Ihr habt gesehen, wie mächtig er ist.«
»Ihr habt uns geholt, damit wir es versuchen«, sagte ich eindringlich. »Jetzt laß es uns auch tun! Zugegeben, Alcarrax ist mächtig, aber er ist nicht *allmächtig*! Der Beweis dafür ist, daß wir noch am Leben sind.«
»Die Sorge um Ragu bringt mich um den Verstand, Tony. Kannst du das nicht verstehen?«
»Natürlich kann ich das. Aber es hat keinen Sinn, übereilt zu handeln. Wir müssen das Wichtigste zuerst erledigen.«
»Für mich gibt es nichts Wichtigeres als Ragu. Ich liebe sie!« rief Ugar leidenschaftlich aus.
»Soll das Reich der grünen Schatten an deiner Liebe zerbrechen? Soll

es wegen deiner Unvernunft dem puppenköpfigen Dämon in die Hände fallen? Glaubst du, daß Ragu auch so egoistisch denkt?«

Der Darganese senkte beschämt den Blick. »Du hast recht, Tony«, gab er kleinlaut zu. »Unsere Liebe darf nicht vor dem Reich der grünen Schatten kommen. Das würde Ragu niemals billigen. Für dieses Reich ist sie bereit, jedes Opfer zu bringen und… ich auch.«

Ich war froh, daß sich Ugar besonnen hatte. Ich wandte mich wieder dem Sektierer zu.

»Wo ist Alcarrax in diesem Augenblick?« fragte ich den Auserwählten. »Weißt du es?«

Fodda schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Was ist mit den Gezeichneten geschehen?« wollte ich wissen.

»Der Höllensturm hat sie von den Holzkreuzen gerissen«, antwortete Fodda.

»Das wissen wir. Aber wohin sind sie verschwunden?«

»Alcarrax hat sie fortgeholt. Sie werden sterben.«

Ich horchte auf. »Sie *werden* sterben? Willst du damit sagen, daß sie noch leben?«

»Ja, *noch*. Aber der Tod ist ihnen gewiß.«

In Ugars grünem Schattengesicht war auf einmal ein bläulicher Schimmer, und seine Züge verzerrten sich. Wir alle hatten uns Fodda zugewandt, und niemandem fiel die Veränderung auf.

Sekunden später brach die Hölle los. Alcarrax hatte Einfluß auf unseren Freund genommen. Ugar riß das Schwert aus der Scheide, richtete es gegen Fodda und brüllte: »Stirb, Verräter!«

***

Sie hielt immer noch den kleinen Dolch in ihrer Hand, aber sie wußte, daß sie Cassemock damit nicht mehr gefährlich werden konnte. Sie glaubte zu wissen, daß er sie töten würde, und schloß mit ihrem Leben ab.

Mit Güte und Verständnis, Klugheit und Gerechtigkeit hatte sie im Reich der grünen Schatten geherrscht. Für Dargan und Markia hatte sie jedes Opfer gebracht. Und nun… Es würde alles anders werden in ihrem geliebten Reich. Bedenkenlos würde Cassemock ihr Werk zerstören und einen Kurs ins Verderben einschlagen.

Eine Träne quoll aus Ragus Auge. Sie weinte um ihr Reich, um Ugar, um all ihre Freunde, aber nicht um sich. Wenn sie mit ihrem Tod doch nur etwas hätte ändern können. Ohne Trauer wäre sie gestorben. Aber ihr Tod würde das Reich der grünen Schatten nicht retten.

»Ich hätte Lust, dich mit meinem Schwert zu durchbohren«, knurrte Cassemock.

Sie öffnete ihr Auge und blickte ihn furchtlos an. »Warum tust du es nicht?«

»Weil du schön bist, weil ich dich begehre, weil ich dich besitzen möchte…«

»Du kannst höchstens meinen Körper besitzen, aber niemals mein Herz«, sagte Ragu stolz.

»Das genügt mir«, erwiderte der Markiase. »Ich werde dich demütigen, werde deinen Stolz brechen. Du wirst mir bald aus der Hand fressen und dich mit deinem Schicksal abfinden.«

Schrecklich gern hätte sie es noch einmal versucht, aber Cassemocks Arm war durch das Schwert verlängert. Sie wäre nicht an ihn herangekommen.

Er rief *seine* Wachen.

Diese Schmach! Ragu wollte sich nicht abführen lassen. Wenn sie Cassemock schon nicht töten konnte und wenn er ihr das Leben nicht nahm, dann wollte sie es selbst tun. Das war immer noch besser, als diesem dreiarmigen Satan auf Gedeih und Verderb ausgeliefert zu sein.

Blitzschnell setzte sich die Prinzessin den Dolch an die Brust, aber die Wachen ließen es nicht zu, daß sie sich tötete. Sie überwältigten sie, entwanden ihr den Dolch, und Cassemock lachte sie höhnisch aus.

»Du darfst das Leben, das ich verschont habe, doch nicht so einfach wegwerfen. Du wirst noch gebraucht, Prinzessin.«

»Ich hasse dich!« schrie Ragu und versuchte sich verzweifelt loszureißen. »Ich verachte dich!«

Sie spuckte dem Markiasen ins Schattengesicht, und er schlug sie dafür hart. Sie wäre gestürzt, wenn die Wachen sie nicht festgehalten hätten.

»Bringt sie fort!« befahl Cassemock rauh. »Sperrt sie ein! Und sorgt dafür, daß sie nicht fliehen kann!«

Die Männer rissen Ragu herum und zerrten sie mit sich. Ragu wehrte sich aus Leibeskräften, doch die Wachen waren stärker als sie. Die Prinzessin schrie, doch niemand eilte ihr zur Hilfe. Dies war nicht mehr ihr Palast. Cassemock hatte ihn übernommen, und es geschah nur noch das, was er anordnete.

Sie warfen die Prinzessin in ein finsteres, fensterloses, muffiges Loch, und damit sie keinen Fluchtversuch unternehmen konnte, fesselten sie sie. Dann knallten sie die Tür zu, und Ragu war allein.

Jetzt schien ein Damm in ihr zu brechen - sie weinte, weinte, weinte… Sie schien sich in Tränen aufzulösen und war so unglücklich wie noch nie in ihrem Leben.

***

Ugar, von dem Dämon besessen, stürzte sich auf Fodda, um ihn zum Schweigen zu bringen. Der hypnotisierte Auserwählte sollte nichts mehr verraten können. Alcarrax machte Ugar zu seinem verlängerten

Arm, zu seinem strafenden Werkzeug.

Pater Severin wollte den Mord verhindern. Er sprang vor. Doch wir waren derart perplex, daß wir uns einander behinderten. Nichts schien Fodda retten zu können.

Da griff Scarpatt geistesgegenwärtig ein. Mit einem kraftvollen Stoß beförderte er Fodda aus dem Gefahrenbereich und damit auch aus Mr. Silvers Hypnofeld.

Fodda kam zu sich. Bestimmt begriff er nicht, was im Gange war. Er wußte garantiert auch nicht, was er uns allen verraten hatte. Er sah nur eine Möglichkeit, einen abermaligen Fluchtversuch zu starten, fuhr herum und rannte los, während wir uns alle auf Ugar warfen.

Er war stark. Starker, als es normal gewesen wäre. Alcarrax verlieh ihm zusätzliche Kräfte. Wir konnten ihn kaum bändigen. Es ging drunter und drüber, und es war fast unmöglich, ihm das Schwert zu entwinden.

Erst als Pater Severin seine Faust mit dem Kruzifix berührte, jaulte Ugar wie ein verletzter Wolf auf und ließ das Schwert los.

Mr. Silvers Magie brachte Ugar zur Räson, befreite seinen Geist vom dämonischen Einfluß und ließ ihn ruhig werden. Der bläuliche Schimmer war nicht mehr zu sehen. Alcarrax hatte keine Gewalt mehr über unseren Freund.

Er starrte uns verwirrt an und konnte im ersten Augenblick gar nicht verstehen, wieso wir ihn alle festhielten. »Ich habe nichts davon gemerkt«, sagte er heiser. »So leicht kann Alcarrax uns beeinflussen? Dann… darf von jetzt an keiner mehr dem andern trauen!«

»Fodda!« rief Pater Severin in diesem Moment, und wir hörten das dumpfe Schlagen von Pferdehufen.

Wir brauchten ihn noch. Er hatte noch nicht auf alle Fragen geantwortet. Einer von uns mußte ihn zurückholen. Ich wartete nicht, bis irgend jemand es tat, sondern rannte zu meinem Schattenpferd, sprang in den Sattel und trieb das Tier hinter dem Fliehenden her.

Mein Pferd war schneller. Ich holte auf, und als wir nebeneinander ritten, sprang ich hinüber. Dabei konnte man sich den Hals brechen. Ich hoffte, daß mein Schutzengel nicht gerade jetzt wegsah.

Wir stürzten, überschlugen uns, und ich bekam wieder eine Ladung Sand in den Mund. Fodda wehrte sich, doch er verlor auch diesen erbitterten Kampf nach kurzer Zeit.

Nur mein Pferd kehrte um. Das andere Tier verschwand hinter einem Dünenrücken. Ich brachte Fodda zu den Holzkreuzen zurück.

Plötzlich wurde meine Kehle eng. »Scarpatt!« krächzte ich.

Niemandem war aufgefallen, daß er verletzt war, und er hatte nichts gesagt. Aber ich sah sein Blut in den Sand tropfen und eilte besorgt auf ihn zu.

Scarpatt hatte Fodda zurückgestoßen, damit diesen Ugars Schwert

nicht traf, und dabei hatte er selbst etwas abbekommen. Sein linker Arm hing kraftlos herab.

»Laß sehen«, sagte ich nervös.

»Ist nicht so schlimm«, behauptete Scarpatt.

»Spiel nicht den Helden. Du blutest sehr stark.«

»Es ist nur eine Fleischwunde«, sagte Scarpatt.

Ugar wirkte am Boden zerstört, denn er hatte Scarpatt diese Verletzung beigebracht - ob gewollt oder ungewollt, das spielte für ihn keine Rolle. Zerknirscht bat er Scarpatt, ihm zu verzeihen.

Ich sah mir indessen die tiefe Fleischwunde an Scarpatts linkem Oberarm an. Es war fraglich, ob es Mr. Silver gelingen würde, die Wunde mit seiner Heilmagie zu schließen.

Ramba hatte mit seiner Zaubersalbe bei Yerdyn einen beachtlichen Erfolg erzielt. Ich glaubte nicht, daß Mr. Silvers Heilmagie auch so stark war.

Trotzdem rief ich den Ex-Dämon.

Mr. Silver wies auf Fodda. »Paßt auf, daß er nicht noch mal verschwindet!«

Die beiden Gezeichneten und Pater Severin waren Hindernisse, die Fodda nicht überwinden konnte.

Mr. Silver untersuchte Scarpatts Arm. Es gelang ihm, die Blutung zu stoppen und die Heilung einzuleiten, aber es würde einige Zeit dauern, bis Scarpatt den Arm wieder gebrauchen konnte.

Ugar nahm die rote Schärpe ab, die für ihn einen so immensen Wert hatte. Er machte daraus eine Schlinge für Scarpatts Arm und sagte: »Ich möchte, daß du die Schärpe behältst.«

Scarpatt schaute Ugar groß an. »Aber sie ist zu wertvoll. Sie ist *rot*!«

»Laß mich auf diese Weise wiedergutmachen, was ich dir angetan habe, mein Freund«, sagte er, und dann umarmte er Scarpatt.

Mr. Silver hypnotisierte Fodda noch einmal. »Wo waren wir stehengeblieben?« fragte der Ex-Dämon.

»Er sagte, die Gezeichneten würden *noch* leben, aber der Tod wäre ihnen gewiß«, rekapitulierte Pater Severin.

»Wo befinden sich die Opfer?« wollte ich wissen. Ich dachte an Yerdyn, dem ich nicht mehr hatte helfen können. Vielleicht war der Jüngling noch nicht verloren.

»Der Höllensturm brachte die Opfer zur magischen Fata Morgana«, sagte Fodda.

»Alcarrax hat eine Luftspiegelung geschaffen?« fragte Mr. Silver. Fodda nickte.

»Wo? Wo ist das?« wollte der Ex-Dämon ungeduldig wissen.

»Nicht weit von hier.«

»Kennst du den Weg?«

Fodda nickte wieder.

»Dann führ uns hin«, verlangte der Hüne mit den Silberhaaren.
»Was passiert mit den Gezeichneten in dieser magischen Fata Morgana?« erkundige ich mich.
»Dort wird ihnen ihre Kraft, ihr Leben ausgesaugt.«
»Von Alcarrax?«
»Nicht direkt von ihm«, antwortete Fodda, dem es in der Hypnose nicht möglich war, auch nur ein einziges Geheimnis für sich zu behalten. Wie es innerhalb dieser magischen Fata Morgana aussah, wußte Fodda nicht, und es war ihm auch nicht bekannt, wie die Gezeichneten nun genau ihr Leben verloren. Was ihm bekannt war, hatte er verraten. Auf alle weiteren Fragen mußten wir uns anderswo die Antworten holen.
Diesmal sorgte Mr. Silver dafür, daß Fodda seiner hypnotischen Kontrolle nicht entgleiten konnte. Der Auserwählte bekam ein eigenes Pferd, und als er losritt, folgten wir ihm.

***

Es dauerte lange, bis die Prinzessin sich beruhigte. Sie kroch über den kalten, schmutzigen Boden, lehnte sich an die Wand und versuchte die Fesseln zu lockern, die sich schmerzhaft in ihr Fleisch gruben.
Schritte näherten sich irgendwann der Tür, und Ragu saß still. Die Tür wurde aufgeschlossen, und ein buckliger - Markiase schleifte seinen Klumpfuß in den Kerker.
Die Prinzessin schaute den Dreiarmigen enttäuscht an. »Auch du, Helhyr?« fragte sie.
Der Bucklige war ihr stets treu ergeben gewesen. Blind hätte sie sich auf ihn verlassen, und nun mußte sie feststellen, daß er ebenfalls die Seiten gewechselt hatte.
»Ich bringe dir zu trinken«, sagte Helhyr mit gesenktem Blick. Er schien sich zu schämen, konnte der Prinzessin nicht ins Gesicht sehen.
»Womit hat Cassemock dich gekauft?« fragte Ragu gallig.
»Er hat mich nicht gekauft, Prinzessin.«
»Willst du mir weismachen, du hättest dich freiwillig auf seine Seite gestellt? Das glaube ich dir nicht, Helhyr. So lange Zeit konnte ich mich auf dich verlassen. Du warst einer meiner treuesten Diener. Wem kann man überhaupt noch im Reich der grünen Schatten trauen, wenn nicht einmal mehr dir?«
Helhyr trug einen dunkelgrünen, dickbauchigen Krug. Er goß einen Becher mit einer hellgrünen Flüssigkeit voll und trat zaghaft näher. »Erlaubst du mir, dich zu berühren, Prinzessin?« fragte er unterwürfig.
»Das fragst du? Kann mit mir nicht jeder anstellen, was er will? Ich bin Cassemocks Gefangene. Man hat mich gefesselt. Wie könnte ich irgend etwas, das man mir antun möchte, verhindern?«

»Für mich bist du immer noch *Prinzessin* Ragu, und es tut mir in der Seele weh, dich so zu sehen.«

»Aber das hindert dich nicht daran, mit Cassemock, dem Hochverräter, gemeinsame Sache zu machen!« zischte Ragu.

Der Bucklige duckte sich wie ein geprügelter Hund. »Man hat mich gezwungen. Man hätte mich getötet, wenn ich mich nicht zu Cassemock bekannt hätte.«

»Dann wärst du als aufrechter Mann gestorben. So führst du das erbärmliche Leben eines verabscheuungswürdigen Schurken«, sagte Ragu verächtlich.

»Es ist besser, so zu leben, als tot zu sein, Prinzessin.«

»Besser für wen?« fragte Ragu spitz.

»Besser für dich.«

»Für mich? Ich habe mit dir nichts mehr zu schaffen, Helhyr. Wer mich so schändlich verrät, der ist für mich gestorben.«

»Hier«, sagte der Dreiarmige und hielt der Prinzessin den Becher hin. »Trink!«

»Ich nehme nichts von dir«, sagte Ragu trotzig.

»Es ist der Saft einer Cora-Nuß. Er wird dich kräftigen und widerstandsfähig machen.«

»Bist du sicher, daß nicht Gift in diesem Becher ist? Ehe ich von dir etwas annehme, sei es nun Speise oder Trank, sterbe ich lieber.«

Helhyr sah die Prinzessin unglücklich an. »Begreifst du denn nicht, Ragu? Ich hatte keine Wahl. Ich mußte mein Leben behalten… für dich, um dir helfen zu können. So schlecht kennst du mich, um zu denken, ich hätte wirklich die Seiten gewechselt?« Der Bucklige sprach jetzt sehr leise, als hätte er Angst, man könne ihn sonst hören. »Ich halte nach wir vor zu dir, Prinzessin«, flüsterte er. »Und wenn ich nicht schon so alt wäre, würde ich ein Schwert ergreifen, zu Cassemock gehen und ihn töten; Da ich dazu nicht mehr in der Lage bin, möchte ich dir anders helfen.«

Ragu musterte den Buckligen ungläubig. Sagte er die Wahrheit? Sie streckte ihm die gefesselten Arme entgegen und forderte ihn auf, sie zu befreien, erst dann könne sie ihm glauben.

Doch Helhyr schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht.«

»So also sieht die Wahrheit aus«, sagte Ragu gepreßt. »Ich wußte es.«

»Du gewinnst nichts, wenn ich dir jetzt die Fesseln durchschneide, Prinzessin. Wenn deine Flucht gelingen soll, muß sie sorgfältig vorbereitet werden: Wir dürfen nichts überstürzen. Cassemocks Wachen sind aufmerksam. Und wenn Cassemock auch nur der geringste Verdacht kommt, er wäre deiner nicht ganz sicher, stellt er zusätzlich zwei Männer vor deine Tür. Dann gibt es kein Entrinnen mehr.«

»Du scheinst es wirklich ehrlich zu meinen«, sagte Ragu überrascht.

»Habe ich nicht vor langer Zeit geschworen, dir treu ergeben zu sein bis zum Tod?« sagte Helhyr. »An diesen Schwur werde ich mich bis an mein Lebensende gebunden fühlen. Ich weiß, was gut ist für das Reich der grünen Schatten. Und ich weiß, was schlecht ist. Du, Ragu, bist gut. Cassemock ist schlecht, deshalb sehe ich es als meine Pflicht an, dich und das Reich der grünen Schatten zu retten - und wenn es das Letzte ist, das ich tue.«

»Verzeih mir, daß ich dir mißtraut habe, Helhyr«, sagte Ragu ergriffen.

»Ich habe meiner geliebten Prinzessin nichts zu verzeihen«, erwiderte der Bucklige in demutsvoller Haltung. Er forderte sie erneut auf, zu trinken, und diesmal erlaubte sie ihm, ihr den Becher an die Lippen zu setzen. Der köstliche, würzige Saft füllte ihren Magen und ging sofort ins Blut über. Ragu fühlte sich bereits in dem Augenblick besser, als Helhyr den Becher absetzte.

»Danke, Helhyr«, sagte Ragu.

»Darf dir ein alter, buckliger Markiase einen Rat geben, Prinzessin?«

»Du weißt, daß ich keinen Unterschied mache. Ob bucklig oder gerade gewachsen... Ob Markiase oder Darganese... Für mich gibt es nur grüne Wesen. In ihrem Dienste stehe ich, und ich möchte, daß sie glücklich und zufrieden sind.«

»Auch Cassemock ist ein grünes Wesen, Prinzessin.«

»Er ist vom Bösen geblendet. Welchen Rat also wolltest du mir geben?«

»Sollte dich Cassemock besuchen, tu so, als fügtest du dich in dein Schicksal. Gönne ihm den Triumph, der hoffentlich nur von kurzer Dauer sein wird. Reize ihn nicht. Sei mit allem einverstanden, was er sagt. Widersprich ihm nicht. Laß ihn der Herr sein. Es wird dir leichter fallen, wenn du daran denkst, daß es nicht so bleiben wird. Viele grüne Wesen haben Angst vor Alcarrax, den Cassemock vertritt, aber es gibt noch genug Krieger, die zu dir halten. Sie zu versammeln, wird meine Aufgabe sein. Sie werden diesen Palast stürmen und Cassemock töten. Hab Geduld, Prinzessin. Du bist bald wieder frei, und Cassemock bekommt die Strafe, die er verdient.«

Als Helhyr ging, schüttelte Ragu den Kopf und flüsterte: »Wie konnte ich an diesem aufrechten Mann nur zweifeln?«

***

Fodda hielt sein Pferd an. Wir fädelten uns der Reihe nach neben ihm auf, und er wies in ein düsteres Dünental. »Alcarrax' Fata Morgana«, sagte er.

Das bedeutete, daß wir hier etwas sahen, was nicht tatsächlich existent war. Mit Hilfe von Magie hatte Alcarrax ein sehr realistisches Trugbild geschaffen: einen riesigen Puppenkopf, der viel größer war

als sein eigener.

Dieses Trugbild schwebte etwa zwei Meter über dem Wüstenboden, und wenn ich Fodda richtig verstanden hatte, befanden sich die Gezeichneten in seinem Innern.

In dieser magischen Fata Morgana sollten die Opfer ihr Leben verlieren. Im Schädel des puppenköpfigen Dämons! Er selbst weilte nicht an diesem Ort. Trotzdem würde ihm die Kraft, die den Opfern hier ausgesaugt wurde, auf irgendeine Weise zugehen.

»Haben wir noch Verwendung für ihn?« fragte Mr. Silver und wies mit dem Daumen auf Fodda.

Ich schüttelte den Kopf. »Er hat uns hierher geführt. Von nun an wäre er für uns nur noch ein Klotz am Bein.«

»Dann werfen wir den Ballast lieber rechtzeitig ab, bevor er uns hinderlich wird.« Der Ex-Dämon schickte Fodda fort, und er gab ihm den posthypnotischen Auftrag mit, alle Anstrengungen zu unternehmen, um den Rest der »Bande der Auserwählten« in eine Falle zu führen. Wir konnten sicher sein, daß Fodda es versuchen würde.

Die magische Fata Morgana sah aus wie ein riesiger Fesselballon. Welche Überraschungen würden darin auf uns warten, und wie gelangte man hinein?

Mußte man an den herabhängenden Haaren emporklettern? Würde sich die Fata Morgana das bieten lassen? Vermochte sie zu reagieren, wenn wir uns ihr näherten?

Alcarrax und alles, was mit ihm zusammenhing, warf immer wieder neue Fragen auf. Mich beeindruckte, wozu dieser Dämon fähig war. Was er bisher gezeigt hatte, war schon recht beachtlich gewesen. Ich hoffte, er würde sich nicht noch steigern.

»Ob er weiß, daß wir da sind?« fragte Ugar neben mir.

»Davon müssen wir ausgehen«, gab ich zurück.

»Dann wird er sich auf uns vorbereiten.«

»Ist zu befürchten«, brummte ich.

»Dann mal los«, sagte Mr. Silver und trieb sein Pferd an.

Der starre Puppenkopf schien plötzlich zu weinen.

»Wir rühren ihn zu Tränen«, sagte der Ex-Dämon grinsend, aber was da aus den Puppenaugen trat, waren keine Tränen. Es waren Kugeln! Oder nein, nicht direkt Kugeln, sondern kugelförmige Köpfe. Man hätte sagen können, Alcarrax »weinte« sich selbst.

Jede Träne war ein Kopf!

Und alle flogen auf uns zu, wurden dabei immer schneller und schneller…

***

Ich verließ mich diesmal lieber nicht auf mein Kurzschwert, denn

bestimmt konnte man damit gegen die Schädelgeschosse nichts ausrichten. Besser war da schon der Colt Diamondback. Das machte zwar einigen Krach, aber wir brauchten nicht lautlos zu operieren. Es war ohnedies »allgemein« bekannt, daß wir da waren, und unser mächtiger Gegner wußte auch, was wir vorhatten. Überraschen konnten wir ihn also nicht.

Ich zügelte mein Pferd, schrie den grünen Wesen zu, sie sollten hinter Pater Severin, Mr. Silver und mir bleiben, riß den Revolver aus dem Leder und legte an.

Laut krachte der Schuß, und die Waffe ruckte wild in meiner Hand. Geweihtes Silber hieb gegen die erste heransausende Kugel. Das Geschoß zertrümmerte den Puppenkopf, er verwandelte sich in Splitter, die hell aufleuchteten und vergingen.

Mein Pferd wieherte und bäumte sich erschrocken auf. Es hatte noch nie einen Schuß gehört. Es gab keine Schußwaffen im Reich der grünen Schatten. Beinahe hätte mich das entsetzte Tier abgeworfen. Ich klammerte meine Beine fest um den Pferdeleib und schoß sofort wieder.

Abermals stieg das Schattenpferd wild hoch. Es wollte mich unbedingt loswerden, vollführte einige verrückte Bocksprünge, und ich kam mir vor wie ein Rodeoreiter.

Mr. Silver ließ das Höllenschwert rotieren wie einen großen Ventilatorflügel. Jede Kopfkugel, die damit in Berührung kam, zerplatzte wie eine Seifenblase.

Auch sein Pferd war ungeheuer nervös. Nicht nur wegen der beiden Schüsse. Das Tier spürte die starke magische Kraft des Dämons und hatte Angst davor.

Die Schattenwesen hielten sich hinter uns, um von den magischen Geschossen nicht getroffen zu werden. Die heransausenden Puppenschädel hatten einen Durchmesser von etwas zwanzig Zentimetern.

Beim dritten Schuß stieg mein Pferd schon nicht mehr so entsetzt hoch, und als ich zum viertenmal abdrückte, schüttelte es nur noch schnaubend den Kopf.

Die Puppenkopftränen änderten die Flugrichtung. Sie versuchten nicht mehr, uns zu treffen, sondern hieben in den Wüstensand und rissen hohe grüne Fontänen hoch.

Der Sand nahm uns die Sicht, und etwas Verwirrendes passierte. Wir waren plötzlich isoliert! Jeder war für sich allein. Ich konnte Pater Severin nicht mehr sehen, obwohl er immer noch ganz nahe sein mußte.

Ich sah auch Mr. Silver und die anderen Freunde nicht mehr, war mit einemmal allein. Eingeschlossen in eine Sandröhre, die so niedrig war, daß ich nicht auf dem Pferd bleiben konnte.

Das Tier hatte Angst vor dieser Enge. Es wieherte furchtsam und war kaum zu halten. Es wollte fliehen. Sollte ich meine wertvolle Kraft dafür verschwenden, das Pferd zu halten? Sinnlos. Ich ließ die Zügel los, und das Tier jagte davon.

Und dann… Ich war mir noch nie so allein und abgekapselt vorgekommen. Mir war, als wäre ich taub. Der Sand, der mich röhrenförmig umgab, schluckte jedes Geräusch, ließ nichts zu mir durch. Ich nahm an, daß es meinen Freunden ebenso erging.

Alcarrax schien uns isoliert zu haben, um sich uns einzeln vornehmen zu können. Wir fanden nicht mehr zueinander.

Führte die Röhre, in der ich mich befand, auf die magische Fata Morgana zu? Sollte ich weiterlaufen? Mir kam die schreckliche Vision, sie könnte immer enger werden, so daß ich schließlich in ihr steckenblieb.

Es geht nicht mehr vorwärts, nicht mehr zurück! Die Röhre umschließt mich! Der Sand erdrückt und erstickt mich! - Ein Alptraum!

Trotzdem lief ich weiter, denn ich wollte Yerdyn und den anderen Gezeichneten helfen. Wenn die Sandröhre vor der magischen Fata Morgana endete, mußte ich dort meine Freunde wiedersehen.

Die Röhre war gewunden wie ein Schlauch. Ich durchhastete sie. Noch eine Krümmung - und noch eine… Verdammt noch mal, nahm das denn kein Ende? Ich hatte bald den Eindruck, ich hätte mehrere Kilometer in dieser Sandschlange zurückgelegt.

Offenbar wollte mich Alcarrax auf diese Weise in die Irre leiten. Ich sollte die magische Fata Morgana nie erreichen.

Plötzlich…

Mehrere Abzweigungen!

Für welche sollte ich mich entscheiden? Sie sahen alle gleich aus. Mir wurde die Entscheidung abgenommen, denn in einer der Röhren tauchte Mr. Silver auf. Es war ihm gelungen, sich zu mir durchzuschlagen.

Der erste Lichtblick!

Ich eilte auf Mr. Silver zu, und während wir uns einander näherten, spürte ich, wie eine magische Kraft auf mich einzuwirken begann.

In meinem Kopf entstand ein dumpfes Gefühl. Ich wußte auf einmal nicht mehr genau, was ich wollte. Verflucht, das hatte sich Alcarrax klug ausgedacht. Wenn er mich aus dieser Sandröhre entließ, würde ich wahrscheinlich nicht mehr wissen, daß ich die Absicht gehabt hatte, die Gezeichneten aus der magischen Fata Morgana zu befreien.

»Schneller, Tony!« rief Mr. Silver. »Beeile dich!«

Er winkte mir, blieb stehen, wartete auf mich, und ich kämpfte verbissen gegen die verwirrende Kraft an, die von mir Besitz ergreifen wollte.

Plötzlich blieb ich auch stehen - keuchend, schwitzend, zernagt von gefährlichem Mißtrauen. Ich bildete mir ein, daß mit Mr. Silver irgend etwas nicht stimmte. Gefahr! schrie es in mir. Er ist gegen dich! Er spielt mit gezinkten Karten!

»Komm doch!« rief der Ex-Dämon ungeduldig. »Wieso bleibst du stehen? Wir müssen weiter!«

Ich machte keinen Schritt mehr.

Als ich meinen Colt Diamondback hob und auf den Hünen richtete, riß dieser verstört die perlmuttfarbenen Augen auf. »Tony, hast du den Verstand verloren?«

Ich bildete mir ein, das Richtige zu tun. Schieß! befahl mir eine innere Stimme. Töte ihn! Er ist gefährlich! Wenn du ihn nicht vernichtest, bringt er dich um!

»Tony, mach keinen Blödsinn!« schrie der Ex-Dämon.

Aber er war für mich ein Feind, und ich wollte nicht, daß er mich austrickste und mir das Leben nahm. Mit dem geweihten Silber konnte ich ihn töten!

Deshalb drückte ich ab…

***

Helles, gleißendes Licht erfüllte das Innere der magischen Fata Morgana. Yerdyn erinnerte sich nicht, wie er hierher gekommen war. Er wußte nur, daß ihn der schreckliche Höllensturm vom Kreuz gerissen und fortgetragen hatte.

Er mußte kurz das Bewußtsein verloren haben. Als er wieder denken, fühlen und sehen konnte, befand er sich in diesem weißen Licht. Es war tatsächlich weiß und nicht grün. Ungewohnt für ihn.

Er lag in dieser großen Kugel und konnte sich nicht bewegen. Er wunderte sich darüber, daß er noch am Leben war, denn als ihn der Höllensturm packte, hatte er gedacht, im nächsten Moment sein Leben zu verlieren. Doch aus irgendeinem Grund war sein Ende hinausgeschoben worden.

Ein furchtbarer Schrei gellte auf und schnitt durch Yerdyns Glieder. Ihm wurde bewußt, daß er schon mehrmals diese entsetzlichen Schreie gehört hatte.

Und jedesmal hatte ein Opfer dann sein Leben verloren…

Yerdyn unternahm alle Anstrengungen, um sich bewegen zu können. Das einzige, was ihm gelang, war, den Kopf ein wenig zu heben. Er sah die anderen Gezeichneten.

Sie lagen wie er in diesem hellen Gleißen und warteten verzweifelt auf ihr Ende. Niemand wußte, wann er an die Reihe kam, und das war eine zusätzliche Pein.

Wenn er richtig sah, hatten inzwischen vier Opfer den Tod gefunden. Sie waren nur noch leere Hüllen. Ihre Körper waren eingesunken, die

Haut spröde und trocken, und ihr Hals wies zwei rotglühende Bißmale auf, die ihnen von tödlichen Vampirfurien beigebracht worden waren.

Weiße nackte Weiber waren das, mit einer struppigen weißen Haarmähne und langen Eckzähnen. Sie hingen an dünnen Fäden hoch über den Opfern, und in unregelmäßigen Abständen ließ sich eine von ihnen herab, um einen der Gezeichneten zu töten.

Soeben war dies wieder passiert, und der Unglückliche hatte seinen Todesschrei herausgebrüllt. Jetzt lag er still, die Vampirfurie lag auf ihm und sog das Blut aus seinem Leib.

Leben und Kraft des Opfers behielt die Vampirfurie jedoch nicht. Über die Fäden, an denen sie hing, ging die Lebensenergie direkt auf Alcarrax über.

Jetzt ließ das weiße Biest von ihrem Opfer ab, und Yerdyn schauderte, denn bald würde es ihm ebenso ergehen. Vielleicht schon, wenn die nächste Vampirfurie von dort oben herabstürzte.

Das weiße Mädchen schwebte hoch. Die dünnen Fäden zogen sie nach oben. Bald hing sie zwischen den anderen Vampirfurien, und es war für eine Weile Ruhe in dieser großen, von gleißendem Licht erfüllten Kugel. Eine trügerische Ruhe, auf die wieder Tod folgen würde…

***

Ich schoß blindwütig auf Mr. Silver und war felsenfest davon überzeugt, richtig zu handeln. Der Knall wurde von den Sandwänden der Röhre fast ganz geschluckt.

Mein Colt Diamondback spie Feuer und geweihtes Silber. Die Kugel traf den Ex-Dämon, und ich wußte, daß ich noch eine weitere - die letzte - in der Trommel hatte.

Ich jagte auch sie durch den Lauf. Der Hüne krümmte sich, als ihn die erste Kugel traf, und die zweite streckte ihn nieder, aber ich hatte kein Mitleid. Im Gegenteil, ein unbeschreibliches Triumphgefühl erfüllte mich.

Ich hatte mich nicht täuschen lassen!

Zitternd lag der Ex-Dämon am Boden. Fassungslosigkeit grub ihm tiefe Falten ins Gesicht. Wenn sich weitere Kugeln in meinem Revolver befunden hätten, hätte ich noch einmal abgedrückt, um sein Sterben zu beschleunigen, aber die Trommel war leer, und ich hatte keine Reservemunition bei mir.

Ich schob den Revolver in die Schulterhalfter und sah zu, wie es mit dem Ex-Dämon zu Ende ging. Genugtuung empfand ich dabei.

»Tony…!« röchelte der sterbende Hüne. »Was… hast du getan?« Er wollte sich aufrichten, schaffte es aber nicht mehr. Das geweihte Silber brachte ihn um. Er war trotz allem noch ein Dämon.

Er streckte mir seine zuckenden Hände entgegen. Es war eine um

Hilfe flehende Geste, doch ich ging nicht darauf ein. Mein Herz war in diesem Moment hart wie Granit.

Der Sterbende durfte von mir keine Hilfe erwarten.

»Tony… Freund…«, gurgelte er. »Was…«

Seine Hände fielen herab, er seufzte noch einmal tief und gequält, und dann lag er still. Vorwurfsvoll starrten mich seine gebrochenen Dämonenaugen an.

Es war vorbei!

***

Helhyr kam wieder und brachte der Prinzessin zu essen. Aber der Bucklige mit dem Klumpfuß brachte Ragu auch eine geistige Nahrung, die sie hoffen ließ, die ihr Mut machte und ihre Verzweiflung zerstreute. Helhyr brachte eine erfreuliche Botschaft von Kobbar, einem Markia-Krieger, der - wie Helhyr - der Prinzessin Treue bis zum Tod geschworen hatte und dem das Wohl des Reiches ebenso am Herzen lag wie ihr.

Kobbars Schwert gehörte der Prinzessin, und er wollte Cassemock und seine Männer damit schlagen. In aller Eile hatte er eine kleine schlagkräftige Armee auf die Beine gestellt. Männer, die treu zu Ragu hielten, weder Tod noch Teufel fürchteten und bereit waren, ihr Leben für die Prinzessin zu geben.

»Sie stehen bereit«, flüsterte Helhyr begeistert. »Sie warten nur noch auf den richtigen Augenblick, dann schlagen sie los und befreien dich.«

»Hoffentlich erfährt Cassemock nicht vorzeitig davon«, sagte Ragu.

Helhyr schüttelte den Kopf. »Es sind verschwiegene Männer, die Kobbar um sich geschart hat. Kein Sterbenswort kommt über ihre Lippen. Stumm wie Fische sind sie, und mutig wie Löwen. Du wirst diese Schmach nicht mehr lange ertragen müssen, Prinzessin. Als strahlende Siegerin wirst du diesen Kerker verlassen.«

»Was hört man von Alcarrax?« fragte Ragu bange.

Der Bucklige hob die Schultern. »Auf seinem Weg zur Teufelswüste soll der Höllensturm schrecklich gewütet haben. Mehr weiß ich nicht.«

»Keine Nachricht von Scarpatt?« fragte die Prinzessin.

Helhyr nickte ernst. »Ich weiß, worauf du hoffst, Prinzessin, und ich wäre glücklich, dir sagen zu können, daß es Tony Ballard und seinen Freunden gelang, Ugar zu retten.« Er seufzte traurig.

»Aber es hat keinen Sinn, dich zu belügen. Niemand weiß, wie die Dinge in der Teufelswüste stehen.«

»Ich werde hoffen, solange es möglich ist«, sagte die Prinzessin mit belegter Stimme.

»Auch ich hoffe, daß Ugar unversehrt zu dir zurückkehrt«, sagte Helhyr. Wenn er aber ganz ehrlich zu sich selbst war, mußte er sich

eingestehen, daß er an solch ein Wunder nicht glaubte, aber das behielt er für sich. Warum sollte er so grausam sein und der Prinzessin die Hoffnung, an die sie sich klammerte, nehmen?

Er gab ihr zu essen. Sie war sehr hungrig und aß alles auf.

»Du bist sehr vernünftig, Prinzessin«, sagte Helhyr zufrieden. »Du weißt, daß du bei Kräften bleiben mußt. Denn bald schon wirst du auf deinen Thron zurückkehren und über den Hochverräter Cassemock zu Gericht sitzen.«

Der Bucklige verließ den kalten Kerker. Mit einem hallenden Knall fiel die Tür hinter ihm zu. Wenn sie sich wieder öffnete, würden vielleicht schon die Befreier eintreten.

O Ugar, dachte die Prinzessin traurig. Wüßte ich doch nur sicher, daß du noch lebst. Wie leicht ließe sich dann alles ertragen.

***

»Tony… Freund…« So hatte mich Mr. Silver in seinen letzten Worten genannt.

Freund, dachte ich grimmig. Daß ich nicht lache. *Du* warst nicht mein Freund. Ich ließ mich nicht täuschen, mein Lieber. Ich habe das falsche Spiel durchschaut.

Zugegeben, es war gut inszeniert. Es hätte klappen können, wenn ich unaufmerksam gewesen wäre, aber mir war der Fehler sofort aufgefallen.

Vor mir lag nicht mein *Freund* Mr. Silver, sondern ein Duplikat, das Alcarrax angefertigt hatte. Hätte ich *diesem* von Alcarrax geschaffenen Mr. Silver vertraut, wäre das mein sicherer Tod gewesen.

Von Anfang an hatte ich gespürt, daß mit diesem Hünen irgend etwas nicht stimmte. Mein sechster Sinn hatte mich vor ihm gewarnt, doch das hätte noch nicht ausgereicht, um den Colt Diamondback zweimal auf ihn abzufeuern, denn Gefühle können sich irren.

Ich suchte nach einer Bestätigung, und als ich sie gefunden hatte; drückte ich eiskalt ab, im Bewußtsein, einen gefährlichen Feind zu töten.

Der Fehler des puppenköpfigen Dämons hatte darin bestanden, daß er nur den Ex-Dämon kopiert hatte, nicht aber das Höllenschwert. Höchstwahrscheinlich ließ sich diese starke Waffe nicht kopieren - und Mr. Silver *ohne* Höllenschwert war für mich ein untrüglicher Beweis dafür, daß mich mein Instinkt, der sechste Sinn oder wie immer man es nennen mag, nicht getäuscht hatte.

Ich hatte keinen Freund niedergestreckt, sondern einen Feind unschädlich gemacht. Daß das stimmte, bestätigte mir Alcarrax im nächsten Augenblick, denn ein hohntriefendes Gelächter stieg von *Mr. Silver* auf, und dann verschwand die Kopie des Ex-Dämons.

Ich eilte weiter, und plötzlich schlug sich Mr. Silver durch die

Sandwand. Mit dem Höllenschwert! *Das* war der echte Mr. Silver. *Das* war mein Freund, und er war bei bester Gesundheit.

»Tony!« keuchte der Hüne. »Wo sind die anderen?«

»Keine Ahnung.«

»Dieses Röhrensystem soll uns in die Irre leiten.«

Ich berichtete dem Ex-Dämon von meinem Erlebnis.

Mr. Silver schüttelte wütend den Kopf. »Dem ist doch wirklich kein Trick zu dreckig. Komm, Tony. Wir müssen versuchen, die anderen zu finden. Bleib dicht hinter mir. Ich möchte dich nicht noch mal verlieren.«

Wir folgten nicht dem Verlauf der Röhre, sondern Mr. Silver schlug sich durch die Sandwand. Bereits nach wenigen Schritten stießen wir auf Scarpatt. Knallrot leuchtete uns seine Armschlinge entgegen. Nach ihm fanden wir Pater Severin, dann Ugar und schließlich die beiden restlichen grünen Wesen.

Wir waren wieder vollzählig.

Das vom Höllenschwert zerstörte Röhrensystem fiel in sich zusammen, wir konnten die magische Fata Morgana wieder sehen und mußten feststellen, daß wir uns von ihr entfernt hatten.

Wenig später standen wir unter dem mächtigen schwebenden Schädel, dessen Unterseite wabenförmige Öffnungen aufwies, aus denen gleißendes Licht stach.

Befanden sich die Gezeichneten dort oben? Wie viele von ihnen lebten noch? Wie viele würden wir retten können?

Ich hörte einen Todesschrei, der mir durch Mark und Bein ging. Soeben mußte ein Opfer sein Leben verloren haben. Niemand von uns wußte, auf welche Weise das geschehen war, uns war nur allen klar, daß kein weiterer Gezeichneter mehr sterben durfte.

Widerstandsfähig wie Hanfleinen waren die Haarsträhnen des schwebenden Puppenkopfes. Normalerweise kann man eine Fata Morgana nicht berühren, weil es sich ja nur um eine Luftspiegelung handelt. Diese von Alcarrax geschaffene war anders. Wir wunderten uns kaum noch darüber.

Wir kletterten an den Haaren hoch, vollführten Pendelbewegungen, um an die Waben zu kommen, und schlüpften durch diese in das Innere des schwebenden Schädels.

Natürlich waren wir hier nicht willkommen, das spürte ich sofort. Das Licht war so grell, daß ich einige Sekunden nichts sehen konnte. Was ich dann aber wahrnahm, schnürte mir die Kehle zu.

Direkt vor mir lag ein getöteter Markiase. Der Anblick dessen, was von ihm übriggeblieben war, schüttelte mich vor Grauen. Aber ich sah glücklicherweise auch lebende grüne Wesen.

Unter anderem Yerdyn. Er lag auf dem Boden wie alle anderen Gezeichneten und konnte sich nicht bewegen. Nur den Kopf

vermochte er zu heben. Ich eilte zu ihm. Er war nicht gefesselt, folglich mußte ihn Alcarrax' Magie umklammern. Sie war nicht zu sehen. Würde es mir gelingen, sie mit einem magischen Wurfstern aufzureißen?

Ich wollte es versuchen.

Aber da schrie Yerdyn plötzlich so laut, als wäre er übergeschnappt. Was hatte er? Erkannte er mich nicht wieder? Dachte er, ich hätte die Absicht, ihn zu töten?

Plötzlich schrie auch Pater Severin, und das gab mir nicht nur zu denken, es alarmierte mich auch. Yerdyns Augen blickten entsetzt an mir vorbei.

Da er auf dem Boden lag und ich über ihn gebeugt war, mußte sich eine schreckliche Gefahr *über mir* befinden! Ich hob den Kopf - und da sah ich sie!

Ein nacktes Mädchen… Ihr Körper schien aus weißem Marmor gehauen zu sein. Sie hatte die Arme weit abgespreizt, und ihr Mund war weit aufgerissen. Deutlich erkannte ich die mächtigen Vampirhauer. Eine schreckliche Gier verzerrte ihr Gesicht, und ein aggressives Fauchen drang aus ihrem Rachen.

Sie hing an dünnen Fäden, und ich bemerkte mit Schrecken, daß es noch mehr von ihrer Sorte gab. Doch zunächst griff nur diese eine Vampirfurie an.

Die anderen warteten ab.

So also nimmt Alcarrax seine »Nahrung« auf, durchzuckte es mich, während ich zur Seite sprang. Den Silberstern ließ ich, wo er war. Zunächst stieß ich die weiße Vampirfurie von mir. Ihr Körper war nicht hart, sondern erstaunlich weich. So weich, als befänden sich keine Knochen in ihm.

Durch meinen Stoß pendelte sie von mir fort, doch sie schwang sofort wieder zurück, und ihre Mordgier erschreckte mich.

Ich faßte in die Hosentasche und zog mein silbernes Feuerzeug heraus, doch die Zeit reichte nicht, um den magischen Flammenwerfer gegen die Vampirfurie einzusetzen.

Wieder wich ich aus. Unsere Schultern stießen gegeneinander, und ich verlor das Gleichgewicht. Mit beiden Armen ruderte ich durch die Luft, drückte für alle Fälle auf den Knopf und versuchte das nackte Mädchen mit dem Flammenstrahl zu treffen, doch die Feuerlohe fegte knapp über die Vampirfurie hinweg.

Sie traf die dünnen Fäden, an denen das gefährliche Biest hing, und das weißmagische Feuer durchtrennte sie.

Etwas Verblüffendes geschah: Die Vampirfurie mußte von Alcarrax über die Schläuche mit Leben versorgt worden sein.

Jetzt, wo die Verbindung nicht mehr bestand, verwelkte und verfaulte das Wesen in Sekundenbruchteilen. Doch das war noch nicht

alles. Das weißmagische Feuer fraß sich an den Fäden hoch, hinauf bis unter die gleißende Kuppel.

Dadurch gerieten die dort oben hängenden Vampirfurien in Panik. Sie tobten und kreischten und ließen sich nacheinander auf uns herabfallen.

Aber während ich mit dem ersten Biest gekämpft hatte, waren Pater Severin und Mr. Silver nicht untätig gewesen. Sie waren von einem Gezeichneten zum anderen geeilt, um sie zu befreien. Auch Yerdyn war schon auf den Beinen.

Ugar, Scarpatt und die beiden anderen Schattenwesen übernahmen die Geretteten, und während sie durch die Waben aus dem gewaltigen Schädel schlüpften und in die Freiheit sprangen, stellten wir uns den kreischenden Furien.

Pater Severin setzte in altbewährter Manier Stock und Kreuz ein, Mr. Silver kämpfte mit dem Höllenschwert, und ich stach mit dem weißmagischen Flammenstrahl zu oder durchtrennte weitere der Fäden.

Es dauerte nicht lange, da brannte die Kuppel über uns.

Die Schädeldecke der magischen Fata Morgana!

Wir zogen uns zurück. Es lebten nur noch wenige Vampirfurien, und denen würde das Feuer den Garaus machen. Mr. Silver deckte unseren Rückzug, während Pater Severin und ich den schwebenden Schädel verließen. Kaum waren wir beide draußen, vernahmen wir ein lautes, bedrohliches Knistern, und Flammen schlugen aus dem großen Kopf. Ich hoffte, daß es Mr. Silver noch schaffte, bevor der Schädel wie eine leere Hülle in sich zusammenfiel.

Aus einer der Waben pendelten Mr. Silvers Beine. Er ließ sich fallen, und dann rannten wir ein Stück von dem brennenden Schädel fort. Er verformte sich, sackte ab, fiel in den Wüstensand, breitete sich wie eine Plastikhaut darauf aus und wurde vom Feuer restlos aufgefressen.

Ein Großteil der Gezeichneten war gerettet, die magische Fata Morgana vernichtet, aber Alcarrax gab noch nicht auf. In diesem Augenblick erschien er uns zum zweitenmal.

Nachdem wir allen seinen Fallen entronnen waren, wollte er uns nun selbst vernichten. Obwohl sein Kopf wesentlich kleiner war als die magische Fata Morgana, wußte ich sofort, daß er um vieles gefährlicher war als diese.

Eine unheimliche Bedrohung ging von ihm aus. Nur die grausamen Augen in dem Porzellangesicht schienen zu leben. Wir stellten uns vor die grünen Wesen, um sie zu beschützen. Vor mir stand Mr. Silver, das Höllenschwert in der Faust, entschlossen, den puppenköpfigen Dämon zu vernichten.

Dies ist der letzte Kampf, dachte ich gespannt. Entweder für Alcarrax oder für uns!

Mr. Silver wartete nicht, bis Alcarrax ihn angriff. Er schwang das Höllenschwert hoch und warf sich dem puppenköpfigen Dämon entgegen. Alcarrax zuckte zur Seite. Ich weiß nicht, ob Mr. Silver auch seine Silbermagie gegen den gefährlichen Feind einsetzte, aber es war anzunehmen.

Der schwebende Schädel wich nicht schnell genug aus, und das Höllenschwert klirrte auf die Schädeldecke. Bestand der Puppenkopf tatsächlich aus Porzellan?

Der Schlag hieb ein großes Stück aus der Schädeldecke, und braunes Fell kam zum Vorschein.

Wie sah Alcarrax wirklich aus? Würden wir es jetzt sehen? Hatte schon jemals jemand Alcarrax' Gesicht gesehen?

Mr. Silver schlug sofort wieder zu. Ich öffnete mein Hemd und nahm den Dämonendiskus von der Kette. Die Scheibe wuchs in meiner Hand, und ich wartete fiebernd auf die Möglichkeit, meinen Diskus an Mr. Silver vorbeischleudern zu können.

Vertikal traf das Höllenschwert das Puppengesicht. Unvorstellbare Kräfte prallten aufeinander, und über eine der beiden Gesichtshälften knisterte ein Netz von Sprüngen.

Die Maske zerbrach, fiel zur Hälfte von Alcarrax' wahrem Gesicht, und ein braunes, pelziges Monster präsentierte sich uns. Ich sah einen kräftigen, gebogenen, spitz zulaufenden Vampirzahn blitzen, und ein Blitz flammte auch in der tiefen dunklen Augenhöhle auf.

Ein harter magischer Schlag traf den Ex-Dämon im nächsten Moment und riß ihm das Höllenschwert aus der Hand. Die Waffe wirbelte durch die Luft und bohrte sich in den Wüstensand - unerreichbar für Mr. Silver. Und keiner von uns konnte ihm die Waffe bringen, denn sie hätte uns getötet, wenn wir sie berührt hätten.

Es war ein Schock für Mr. Silver, das Höllenschwert verloren zu haben. Das brachte ihn für einen Moment aus dem Tritt, und Alcarrax nutzte die Unsicherheit seines Feindes sofort aus.

Mir kam vor, als könnte der Ex-Dämon seine außergewöhnlichen Fähigkeiten nicht mehr aktivieren. Alcarrax schien sie zu blockieren, und eine tödliche Kraft mußte auf den Hünen einwirken, denn ich sah, wie sein kräftiger Körper bebte und wie ihm silberner Schweiß ausbrach.

Alcarrax vernichtet ihn! schrie es in mir. Tu etwas, Tony! Rette deinen Freund! Wirf den Diskus!

»Tony!« röchelte der Ex-Dämon. »Worauf wartest du?«

Er wankte, faßte sich an die Kehle, sein Gesicht war verzerrt. Es mußte ihm sehr mies gehen. Mir war zwar bewußt, daß ich ihm mit dem Dämonendiskus helfen konnte, aber in mir befand sich eine Sperre, die ich nicht überwinden konnte.

Marbu!

Zum erstenmal zwang mich das schwarze Gift, nichts gegen einen dämonischen Feind zu unternehmen. Ich mußte stillhalten und zusehen, wie Alcarrax meinen Freund in die Knie zwang.

Ich *wollte* Mr. Silver helfen, aber ich *konnte* nicht.

»Tony, wirf den Diskus… Mach ihn fertig, sonst bringt er uns alle um!« preßte der Ex-Dämon gequält hervor. Immer stärker wankte er, und schließlich konnte er sich nicht mehr auf den Beinen halten.

»Tony!« schrie der Hüne. »Was ist los mit dir?«

Da griff Pater Severin ein. Er erkannte den tödlichen Ernst der Situation und handelte. Blitzschnell riß er mir den Dämonendiskus aus der Hand, und im gleichen Augenblick schnitt die Scheibe auf Alcarrax zu. Der puppengesichtige Dämon setzte seine ganze Kraft gegen Mr. Silver ein und wurde von dem Diskus überrascht. Die milchig-silbrige Scheibe hieb in den schwebenden Dämonenschädel. Das restliche Porzellan klirrte zu Boden, während sich der pelzige Monsterschädel öffnete und eine helle, stinkende Flamme zum grünen Himmel emporraste.

Als sie erlosch, existierte Alcarrax nicht mehr. Nie wieder würde er das Reich der grünen Schatten heimsuchen.

Mr. Silver kam wieder zu Kräften und erhob sich. Er mied es, mich anzusehen. Unsere Beziehung schien einen Knacks erhalten zu haben.

Ich konnte es dem Ex-Dämon nicht verdenken, daß er sauer war. Wenn Pater Severin nicht so schnell geschaltet hätte, hätte Alcarrax den Hünen vernichtet, und ich hätte dabei tatenlos zugesehen.

Mr. Silver holte sich das Höllenschwert und schob es in die Lederscheide. Ich ging zu ihm hinüber. »Es tut mir leid, Silver«, sagte ich niedergeschlagen. »Ich konnte nichts tun. Ich wollte dir beistehen, aber ich *konnte* nicht.«

Endlich schaute er mich an, und ich sah in seinen Augen, daß er sich um mich Sorgen machte. »Marbu!« sagte er.

»Du hast es vorhergesehen. Mein Weg ist mir vorgezeichnet. Marbu hat den nächsten Schritt getan.«

»Höchste Zeit, daß wir dagegen etwas unternehmen«, knurrte der Ex-Dämon. Dann streckte er mir zum Zeichen dafür, daß er mir nichts nachtrug, die Hand entgegen, und ich schlug erfreut ein, denn ich war mehr denn je auf einen guten Freund wie ihn angewiesen.

***

Wir kehrten in den Palast zurück und machten uns auf einen Kampf gegen Cassemock und seine Männer gefaßt, doch ein Markiase namens Kobbar hatte inzwischen mit seinen tapferen Freunden aufgeräumt. Es war wieder alles im Lot.

Ragu war so glücklich darüber, Ugar wiederzuhaben, daß sie darauf verzichtete, Cassemock für seinen Verrat mit dem Tod zu bestrafen.

Sie schenkte ihm sein Leben und schickte ihn in die Verbannung.

Fodda ließ die »Bande der Auserwählten« hochgehen, und Yerdyn äußerte die Absicht, in die Wildnis zurückzukehren. Er wollte eine neue Hütte bauen und so leben, wie es ihm Bika, sein Vater, beigebracht hatte.

Eine innige Dankeswoge überschwemmte uns, und wir waren glücklich, daß wir den friedliebenden grünen Wesen hatten helfen können. Wir verließen das Reich der grünen Schatten und erreichten unsere Welt durch ein Dimensionstor. Ich hätte mein Problem gern in diesem Korridor abgestreift.

Aber ich nahm es mit, denn es steckte in mir, und es würde mich immer mehr vergiften, wenn nicht sehr bald etwas dagegen unternommen wurde.

Nichts war zu Ende. Es drohte jetzt erst so richtig anzufangen…

ENDE